Rosenkreuzer und Illuminaten.

Rosenkreuzer und Illuminaten.

Historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert

von

Max Ring.

Erster Theil.

Berlin, 1861.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt
des ersten Bandes.

Vorwort.

Im Herbst des Jahres 185* lebte ich einige Wochen auf dem Lande bei meinem Universitätsfreunde, dem Baron von Hohenheim, wie ich ihn aus verschiedenen Rücksichten nennen will, da sein wahrer Name hier nichts zur Sache thut. Seine Familie gehörte zu dem alten Adel der Provinz und zählte eine Reihe von bedeutenden Männern und Frauen, deren Portraits in der Galerie des Schlosses hingen. Mein Freund liebte es, ohne adelstolz zu sein, von den Verdiensten und wunderbaren Schicksalen seiner Vorfahren sich mit mir zu unterhalten. Besonders interessirte mich das Leben seines Großvaters von väterlicher Seite, weil sich darin der ganze Geist des achtzehnten Jahrhunderts wiederspiegelte. Dieser war sehr jung an den Hof des großen Friedrich's als Page gekommen, hatte unter der folgenden Regierung lange Zeit als Diplomat gedient und später unter der Regierung Friedrich Wilhelm's des Dritten einen bedeutenden Antheil an der Neugestaltung des preußischen Staates genommen. In dieser Laufbahn hatte er

die verschiedensten Abenteuer erlebt, die er wahrscheinlich erst in seinem späteren Alter niedergeschrieben. Auf meine Bitten vertraute mir der Freund das sorgfältig aufbewahrte Manuskript an; es bestand aus losen Blättern, flüchtigen Erinnerungen und Aufzeichnungen, welche ursprünglich nicht für die Veröffentlichung bestimmt waren. Einen eigenthümlichen Reiz erhielten diese Memoiren hauptsächlich dadurch, daß sie mir zum ersten Male einen Aufschluß über das Treiben der sogenannten Rosenkreuzer am preußischen Hofe gaben. An der Spitze dieser einflußreichen Partei standen der Generalmajor von Bischofswerder und der Minister Wöllner. Beide Männer benutzten den Hang Friedrich Wilhelm's des Zweiten zu allem Wunderbaren, um sich seiner Seele zu bemächtigen. Durch Magnetismus, Geistererscheinungen und ähnliche Vorspiegelungen gelang es ihnen auch in der That, längere Zeit den König derartig zu verblenden, daß er ihnen zum Unglück seines Volkes einen bedeutenden Einfluß auf die Regierung einräumte. Sie wurden dabei wesentlich von der eigenthümlichen Richtung ihrer Zeit unterstützt, die an dem mystischen Treiben und Logenwesen ein besonderes Wohlgefallen fand und dem Betrug Thür und Thor öffnete. Das Jahrhundert der Aufklärung ging anfänglich mit dem krassesten Wunderglauben Hand in Hand, von dem es sich erst nach schweren und heftigen Kämpfen theilweise zu befreien vermochte. Verwegene Abenteurer, gewissenlose Staatsmänner und besonders der damals aufgehobene Jesuitenorden förderten aus selbstsüchtigen, eigennützigen Zwecken jene bedenkliche Neigung, die nothwendiger Weise der gesunden Vernunft Hohn sprach

und in ihrer Anwendung auf das Staatsleben unsägliche Verwirrung stiften mußte. Besonders machte sich auf dem religiösen Gebiete ein bedenklicher Gewissenszwang bemerkbar, da die gläubige Anschauung der Rosenkreuzer einem heuchlerischen Pietismus Vorschub leistete, der in dem berüchtigten Religions-Edict von Wöllner seinen Höhepunkt erreichte. Gegen dieses Treiben, das in dem Pietismus der Gegenwart sich zum Theil wiederholt hat, traten zunächst die sogenannten Illuminaten auf, welche manche Aehnlichkeit mit den heutigen Lichtfreunden zeigten. Sie verlangten auf religiösem und politischem Gebiete ein hohes Maß von Freiheit und suchten hauptsächlich Aufklärung über alle Schichten des Volkes zu verbreiten. Um ihren Grundsätzen und Lehren Eingang zu verschaffen, sahen sie sich jedoch genöthigt, ebenfalls zu den allgemein beliebten Formen des Logenwesens ihre Zuflucht zu nehmen. Sowohl Rosenkreuzer wie Illuminaten lehnten sich an den Freimaurer-Orden an, in dessen Schooße sich die Gährungsstoffe des Jahrhunderts gleichsam concentrirten und zum Austrag kamen. An diesen Kämpfen hatte der Großvater meines Freundes bald direkt, bald indirekt einen wichtigen Antheil genommen, indem er vielfach mit den bedeutendsten Parteiführern in Berührung kam. Seine empfängliche Natur gab sich nur zu leicht den auf ihn einstürmenden Eindrücken hin, so daß er anfänglich in die Schlingen der Rosenkreuzer meist durch eigene Schuld gerieth und der Genosse ihres frevelhaften Spiels mit dem Wunderglauben Friedrich Wilhelm's des Zweiten wurde. Später siegte jedoch sein besseres Wesen; er erkannte seine Schuld und

wendete sich voll Reue von dem Treiben der protestantischen und katholischen Jesuiten ab. Die französische Revolution, die er aus eigener Anschauung kennen lernte, war für ihn, wie für die meisten seiner Zeitgenossen der mächtige Wendepunkt seines ganzen Lebens. Ohne ihre Verirrungen zu theilen, erkannte sein gesunder Sinn in dieser welthistorischen Begebenheit das Wehen einer neuen Zeit, die sich nicht mehr durch Religionsedikte und ähnliche Zwangsmittel bannen ließ. Der große Läuterungsprozeß des ganzen Jahrhunderts wiederholte sich hier an dem einzelnen Individuum, das dadurch für mich ein ganz besonderes Interesse gewann. Wiederholt drang ich daher in meinen Freund, mir die Veröffentlichung der Memoiren seines Großvaters zu gestatten, wozu derselbe mir endlich seine Erlaubniß unter manchen einschränkenden Bedingungen ertheilte. Ich durfte das mir überlassene Material mit Verschweigung des Namens und einiger allzu compromittirender Thatsachen benutzen; dasselbe war jedoch nur mangelhaft und bestand zum größten Theil aus flüchtigen Aufzeichnungen, deren Lücken ich aus eigener Kenntniß, durch mündliche Ueberlieferung und mit Benutzung vorhandener Geschichtsquellen zu ersetzen mich bemühte. Ohne die historische Treue jemals zu verletzen, sah ich mich durch die Rücksicht auf die Familie meines Freundes vielfach genöthigt, Personen und Zustände der damaligen Zeit mit einer gewissen Schonung zu behandeln, die mir der einsichtsvolle Leser in Anbetracht der delikaten Verhältnisse gewiß verzeihen wird, da ich trotzdem, so viel als möglich, der Wahrheit nachzukommen suchte. In der Natur der Sache selbst dürfte es liegen, daß das Treiben

der Rosenkreuzer an dem Hofe Friedrich Wilhelm's des Zweiten nicht vollkommen aufgeklärt wird, da diese Partei hinlängliche Gründe haben mochte, ihr Unwesen mit dem Schleier der Nacht zu bedecken und selbst ihren Werkzeugen, wie den Großvater meines Freundes, nicht die volle Einsicht in ihr dunkles Wesen zu gestatten. Demungeachtet dürfte der aufmerksame Leser immer noch eine reiche Ausbeute für seine Neugierde finden und einen tieferen Blick in das Wirken einer Partei thun, die kein Mittel scheute, um ihre verderblichen Pläne auszuführen. Aber auch die Illuminaten mußten aus natürlichen Gründen dieselbe Vorsicht beobachten, da sie, gleich den Demagogen und Lichtfreunden der neueren Zeit, ein Gegenstand der polizeilichen Beobachtungen und Verfolgungen waren. Dazu kommt noch die Verbindung beider Parteien mit dem Freimaurerorden, der stets das Geheimniß als das oberste Gesetz seiner Verbindung anerkennt. Grade die Logen waren aber damals der Tummelplatz für Rosenkreuzer, verkappte Jesuiten und Illuminaten, bis sie sich endlich von diesen fremden Elementen, nicht ohne gewaltsame Anstrengungen befreit haben, um zu ihrer ursprüng- Bestimmung zurückzukehren: das Gute im Verborgenen zu thun und im Dienste der Menschheit an dem großen Werke der Vervollkommung im Stillen fortzuarbeiten. Solche Schwierigkeiten stellten sich von vornherein der Veröffentlichung dieses Buches entgegen und werden ihm hoffentlich zur Entschuldigung dienen, wenn es noch nicht völlig seine Aufgabe löst: das geheimnißvolle Dunkel jener Begebenheiten ganz zu enthüllen. Hauptsächlich war es aber dem Herausgeber darum zu thun, ein kulturhistorisches

Bild des Jahrhunderts der Vergessenheit zu entreißen und ein reiches, vielbewegtes Leben, in dem sich alle Verirrungen und Täuschungen, aber auch alle besseren Elemente einer bedeutenden Vergangenheit wiederfinden, seinen Lesern vorzuführen, wobei er weder verschweigen will, noch kann, daß ihn manche Aehnlichkeit und Beziehung zu der Gegenwart geleitet hat. Die großen Fragen der Menschheit kehren immer wieder; der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Glaubenszwang und Gewissensfreiheit wird immer von Neuem sich wiederholen; doch die Wahrheit und Vernunft auch stets über Lüge und Aberglauben triumphiren.

Berlin, den 26. September 1860.

I.

Jugendeindrücke.

Mein Vater stammte aus einer altadligen und begüterten Familie in Schlesien, mit der er jedoch aus verschiedenen Gründen zerfallen war. Durch Sorglosigkeit und schlechte Wirthschaft hatte er den größten Theil seines ansehnlichen Vermögens verloren. Im Gegensatz zu den übrigen Verwandten war er ein eifriger Verehrer des großen Preußenkönigs, während der ältere Bruder seine Vorliebe für das Haus Habsburg und die Kaiserin Maria Theresia nie verleugnete. Zu dieser abweichenden politischen Gesinnung gesellte sich noch die größte Verschiedenheit aller Lebensanschauungen, um das Band der geschwisterlichen Liebe vollends zu lockern. Mein Onkel war ein Aristokrat im strengsten Sinne, voll Vorurtheile und von einem fast unerträglichen Stolz auf seine Würde erfüllt, obgleich von Herzen gut und bei manchen Gelegenheiten, wo seine bessere Natur zum Vorschein

kam, edel und großmüthig. Er führte auf dem von ihm ererbten Stammgut der Familie, das durch eine reiche, standesgemäße Heirath noch einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatte, das Leben eines vornehmen Magnaten jener Zeit, indeß mein Vater vom Schicksal hin- und hergetrieben wurde, bis er endlich mit den Trümmern seines Vermögens sich in einer kleinen Stadt niederließ, wo er meine gute Mutter, die Tochter eines ehrlichen Tischlermeisters, kennen lernte und seinen adligen Verwandten zum Trotz heirathete.

In der Einsamkeit und Zurückgezogenheit beschäftigte er sich mit verschiedenen Studien, die bald eine eigenthümliche Richtung nahmen. Durch Zufall war er in den Besitz einiger mystischen Schriften der sogenannten Rosenkreuzer gekommen; ihre geheimnißvolle Sprache reizte seine ohnehin lebhafte Phantasie und versetzte ihn in so große Aufregung, daß er alles Uebrige darum vergaß. Diese schwärmerische Richtung seines Geistes wurde wesentlich durch die Stimmung des Zeitalters unterstützt und befördert. Es war dies das Jahrhundert, wo ungeachtet der vorherrschenden Aufklärung Abenteurer und Betrüger, wie St. Germain und Cagliostro, Glauben fanden, wo selbst ernstere Männer den Stein der Weisen und das Lebenselixir suchten, wo der Verkehr mit den abgeschiedenen Geistern der Vergangenheit für möglich

gehalten wurde und der eben erst auftauchende Mesmerismus oder thierische Magnetismus die Köpfe vollends verwirrte. Mein Vater war noch dazu Freimaurer und gehörte somit einem Orden an, der dem Hange zum Wunderbaren den größten Vorschub leistete und sich an der allgemeinen Richtung wesentlich betheiligte.

Diese Beschäftigungen mußten ihn nothwendiger Weise immer mehr der eigenen Familie entfremden, so daß meine Erziehung sehr mangelhaft war und ich fast ganz allein auf den Umgang mit meiner guten Mutter und einer jüngeren Schwester beschränkt blieb, während mein Vater über jene mystischen Schriften brütete oder alchymistische Versuche anstellte. Tage lang hielt er sich in seinem Laboratorium verschlossen, das mit allerhand Retorten und seltsam geformten Gläsern angefüllt war. In einer Ecke des alterthümlichen Gemaches stand ein wunderlicher Ofen, den er zu seinen Experimenten benutzte. Niemand, und selbst die Mutter, durfte dieses Heiligthum je betreten; er selbst besorgte die Reinigung desselben, und keiner weiblichen Hand war es gestattet, mit dem Besen den geheimnißvollen Räumen zu nahen. Kein Wunder, daß der Staub sich hier fingerdick auf allen Gegenständen ansammelte und die grauen Spinnengewebe von der Decke unheimlich niederflatterten. Uns Kindern

war es auf das Strengste verboten, dem Laboratorium nahe zu kommen, obgleich es eines solchen Befehles kaum bedurft hätte, da uns die natürliche Furcht schon ohnehin abhielt, den dunklen Gang zu betreten, an dessen Ende das verrufene Studirzimmer lag.

Dennoch überwog die Neugierde meine Angst, so daß ich eines Tages trotz der angedrohten Strafen den Versuch wagte. Mit klopfendem Herzen und angehaltenem Athem schlich ich leise auf den Zehen zu der verschlossenen Thür, um durch das zum Glück zugängliche Schlüsselloch zu blicken. Ich sah meinen Vater in einem schwarzen Talar, der ihm in meinen Augen eine befremdende Würde verlieh, vor dem magischen Ofen stehen. In der Hand hielt er ein gläsernes Gefäß mit langem, geschweiften Halse, in dem sich eine röthliche Flüssigkeit befand. Seine Blicke waren aufmerksam darauf gerichtet und in seinen Zügen drückte sich ein hoher Grad von Spannung aus. Plötzlich fing die Phiole in seinen Händen zu leuchten an, ein wunderbarer Glanz, der fast dem hellsten Sonnenlichte gleich kam, überstrahlte die dunkle Stube und Alles, was darin war. Das Gesicht meines Vaters glühte und schimmerte, wie von einer feurigen Glorie umgeben, so daß ich mich eines lauten Schrei's nicht zu erwehren vermochte. Erschrocken über diese unerwartete Geisterstimme, denn dafür

schien er in seiner Verzückung meinen unerklärlichen Angstruf zu halten, ließ er das Glas zu Boden fallen; im nächsten Augenblicke erfüllte ein röthlicher Nebel das ganze Laboratorium und benahm mir jede Aussicht. Erst als sich der wogende Dunst verzogen, erblickte ich meinen Vater mit verschränkten Armen in der Mitte der Stube verzweiflungsvoll vor sich hinstarrend. Er sprach ganz laut und gestikulirte heftig mit beiden Armen, obgleich ich keinen Menschen bemerken konnte, zu dem er redete.

„Mißgünstige Geister!“ rief er zornig, „so habt Ihr wiederum mein Werk zerstört und schadenfroh die Arbeit vieler Monate vernichtet. Aber ich werde mich doch nicht von Euch abschrecken lassen, von Neuem den Versuch zu wagen, bis ich die geheimnißvolle Tinktur gefunden, die mich zum Herrn der Welt und zu Eurem Gebieter macht!“

Die feierlichen Worte, der sie begleitende Ausdruck und vor Allem das wilde Rollen seiner unstäten Augen jagten mir einen solchen Schreck ein, daß ich fast kein Glied meines Körpers zu regen vermochte und versteinert wie eine Bildsäule dastand. Erst nach einer geraumen Zeit erhielt ich meine Besinnung so weit wieder, um, so schnell mich meine Füße tragen wollten, zu entfliehen; immer war es mir, als setzten mir jene Geister nach, die mein Vater so feierlich an-

gerufen, als fühlte ich ihre kalte Hand bereits im Nacken. Bleich und athemlos langte ich bei meiner Mutter an, die vergebens nach dem Grunde dieser Zerstörtheit forschte. Die doppelte Angst vor Schlägen und vor Geistern verschloß mir den Mund; dennoch fühlte ich mich wunderbar zu den letzteren hingezogen und ein eigenthümlicher Reiz lockte mich in ihr dunkles Reich.

Mein Vater hatte natürlich keine Ahnung von dem Vorfalle, den er einzig und allein auf Rechnung der neidischen Geister schrieb, von deren Existenz er mehr als je überzeugt war. Mit um so größerem Eifer setzte er seine alchymistischen Arbeiten fort, in der festen Hoffnung, das nächste Mal glücklicher zu sein und die kostbare Tinktur endlich aufzufinden. — Leider ging bei seiner Goldmacherei nach und nach der letzte Rest unseres Vermögens darauf und unsere ohnehin beschränkte Lage wurde täglich noch bedenklicher. Vergebens stellte ihm die gute Mutter in ihrer sanften Weise seine Verschwendung für chemische Stoffe vor, während uns oft das Nöthigste fehlte. Er vertröstete sie immer wieder mit der Aussicht auf eine glänzende Zukunft, wo wir hinlänglichen Ersatz für alle bisherigen Entbehrungen finden sollten. Hörte man ihn sprechen, so standen ihm schon in einigen Wochen alle Schätze der Erde zu Gebote, so vermochte

er Berge von Gold und Edelsteinen mit einem Wink zu schaffen. Aber unterdeß schmolz das kleine Kapital, von dessen Zinsen wir lebten, immer mehr zusammen, so daß unser Ruin fast unausbleiblich war.

Zu allem Unglück hatte mein Vater die Bekanntschaft verschiedener Abenteurer und Laboranten gemacht, welche seine Leichtgläubigkeit benutzten und unter dem gewöhnlichen Vorgeben, die wahren Geheimnisse der Rosenkreuzer zu besitzen und in die höheren Grade der Freimaurerei eingeweiht zu sein, auf seine Kosten lebten und ihm den letzten Groschen ablockten, so oft er auch schon betrogen worden war. — Zu diesen Gästen, welche ab und zu bei uns einkehrten und oft mehrere Wochen verweilten, gehörte auch der bekannte Schröpfer. Er war an meinen Vater durch einen Freund, den sächsischen Kammerherrn von Bischofswerder, dringend als ein eingeweihter Adept und vollendeter Rosenkreuzer empfohlen worden. Mehr bedurfte es nicht, um ihm eine glänzende Aufnahme zu sichern. Dieser Schröpfer, welcher von Hause aus ein verdorbener Gastwirth aus Leipzig war, spielte unter den Gläubigen der damaligen Zeit eine sehr bedeutende Rolle; er trat unter dem angenommenen Namen eines französischen Obersten von Steinbach auf und rühmte sich seiner hohen Bekanntschaften und geheimnißvoller Kenntnisse. Selbst meine vorsichtige

Mutter ließ sich von seinem imponirenden Wesen und seiner Ueberredungskraft täuschen, um wie viel mehr der leichtgläubige Vater, den Schröpfer bald vollkommen beherrschte. Vor ihm gab er sich als einen geheimen Abgesandten des Herzogs von Orleans aus, der unter dem Namen Philipp Egalité eine so berüchtigte Stellung zur französischen Revolution später einnahm; er wollte von diesem Prinzen den Auftrag erhalten haben, den Freimaurerorden umzugestalten und mit den aufgehobenen Jesuiten eine Verbindung anzubahnen. Nach seiner Aussage hatten die Jesuiten bei Auflösung des Ordens ihre unermeßlichen Schätze in Sicherheit gebracht und einen großen Theil davon ihm zur Verwahrung übergeben; seine Absicht aber sei, diese Gelder zum Besten seines Vaterlandes zu verwenden. Wer jedoch Theil an den Schätzen haben wolle, müsse zuvor seinen Lebenswandel bessern, eine getreue Beichte aller jemals begangenen Vergehen ablegen und sich einer Reinigung und Buße unterwerfen.

So abenteuerlich und widersinnig diese Angaben auch klangen, so wurden sie nicht nur von meinem Vater, sondern von vielen angesehenen Leuten aus den höchsten Ständen geglaubt, da Schröpfer in der That eine wunderbare Kraft besaß, die Menschen für sich zu gewinnen. Obgleich es ihm an wahrer Bildung

fehlte, so besaß er doch einen scharfen Verstand und mannigfache chemische Kenntnisse, durch die er sich ein Ansehen gab. Durch seine vorgebliche oder wirkliche Vertrautheit mit den verschiedenen Systemen der Freimaurerei und seine Bekanntschaft mit den angesehensten Rosenkreuzern und ihren Geheimnissen gelang es ihm vollends, meinen Vater für sich einzunehmen. Beide arbeiteten miteinander in dem Laboratorium und wurden nach und nach die innigsten Freunde, wobei Schröpfer die Stellung des Meisters zu dem ihm unbedingt gehorsamen Schüler einnahm. Er versprach ihm nicht nur einen Antheil an dem großen Schatz der Jesuiten, sondern auch die endliche Lösung aller der alchymistischen Fragen, womit mein Vater sich seit Jahren beschäftigte. Durch Schröpfer wurde er erst feierlich in den großen Bund der sogenannten Rosenkreuzer aufgenommen, der sich im Geheimen gebildet hatte.

Zu allen Zeiten hat es Männer gegeben, welche sich mit der Kunst beschäftigten, unedle Metalle in edle und besonders in Gold zu verwandeln, sowie das Leben künstlich zu verlängern. Es waren dies nicht immer Betrüger und Charlatane, sondern oft aufrichtige Schwärmer von tiefem Wissen, Naturphilosophen und Chemiker, wie Jakob Böhme und der geniale Paracelsus. Der dem Menschen angeborene Hang

zum Wunderbaren, die Sehnsucht nach der verborgenen Geisterwelt offenbarte sich in ihren oft tiefsinnigen Schriften, in ihren mystischen Werken, die freilich nicht immer eine scharfe Kritik aushalten. Es fehlte auch nicht an glaubwürdigen Berichten, daß es hier und da Einem wirklich geglückt, den Stein der Weisen zu entdecken, mit dem räthselhaften Jenseits in nähere Berührung zu treten. So erzählte man von dem berühmten Raymund Lullius, von dem gelehrten Benedictiner Basilius Valentinus, von dem Engländer Fludd und noch vielen Anderen, daß sie wirklich Gold gemacht. Weit öfter aber erwiesen sich alle derartige Angaben als absichtliche Täuschungen elender Betrüger, die ihre vorgebliche Kunst oft mit dem Tode büßten, wie jener unglückliche Charlatan, den Friedrich I. von Preußen wegen seiner Betrügereien an einem vergoldeten Galgen hängen ließ. Nichtsdestoweniger tauchten von Zeit zu Zeit immer wieder derartige Adepten auf, die sogar unter sich eine geheime Brüderschaft der sogenannten „Rosenkreuzer" bildeten. Der Name selbst stammt wahrscheinlich aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts und von dem verdienstvollen Johann Valentin Andreä her, der unter dem Titel: „Christian Rosenkreuz' chymische Hochzeit" einen satyrischen Roman schrieb, worin er gerade das Treiben der falschen Goldmacherei geißelte. So entstand der

Orden der „Rosenkreuzer,“ welcher sich vorzugsweise mit dem Stein der Weisen und dem Lebenselixir beschäftigte und bald mit den schon vorhandenen Freimaurern in Verbindung trat. Gewinnsucht und der Reiz des Geheimnißvollen führte der Gesellschaft Mitglieder aus den höchsten Ständen zu, aber noch weit mehr Abenteurer und unreine Elemente, welche die Leichtgläubigkeit der Anderen für ihre verschiedenen Zwecke ausbeuteten.

So erging es auch meinem armen Vater, dem der gewandte Adept eine für unsere Verhältnisse sehr bedeutende Summe ablockte, worauf er sich mit dem Versprechen entfernte, daß er bald von sich hören lassen wollte. Da jedoch der von Schröpfer erwartete Brief noch immer nicht ankommen wollte, so blieb ihm, wenn er sein Geld nicht verlieren wollte, nichts übrig, als diesen in Dresden aufzusuchen, wohin jener sich gewendet hatte. So sehr auch meine Mutter abrieth, so wurde dennoch die Reise beschlossen und ich auf mein vieles Bitten, vielleicht aber auch aus abergläubischen Gründen, mitgenommen, weil für gewisse kabalistische Proceduren die Gegenwart eines unschuldigen Kindes damals für sehr heilsam galt.

An einem schönen Herbstmorgen traten wir mit der ordinairen Post unsere Reise an. Es war dies der erste große Ausflug in meinem Leben, da ich bisher

nicht über die Mauern meines Geburtsortes gekommen war. Ich kann gar nicht sagen, wie groß und schön mir die Welt vorkam, die sich jetzt vor meinen entzückten Blicken erschloß. Auf jedem Schritt machte ich eine neue Entdeckung, meine Verwunderung und mein Fragen wollten gar kein Ende nehmen und erregten die Ungeduld des Vaters, der sich dadurch fortwährend in seinen Gedanken gestört fand. Trotz seiner bisherigen Erfahrungen zweifelte er keinen Augenblick an Schröpfer's Redlichkeit, durch den er in den Besitz unermeßlicher Schätze bald zu gelangen hoffte. Während meine jugendliche Phantasie von den Schlössern und Palästen Dresdens träumte, die ich mir mit goldenen Dächern und Diamanten statt der Spiegelscheiben dachte, überließ sich der gereifte Mann nicht minder ausschweifenden Aussichten, die wo möglich noch thörichter waren, als die eines Kindes.

In jener Zeit war eine Reise von Schlesien nach Dresden keine Kleinigkeit und forderte gerade so viele Tage, wie jetzt Stunden. Die gelbe Postkutsche bewegte sich mit anerkennungswerther Bedächtigkeit ohne jede Uebereilung auf sandigen Wegen und holpriger Landstraße, da die Regierung die schlechten Wege absichtlich nicht ausbessern ließ, damit die fremden Fuhrleute und Passagiere gezwungen würden, um so länger im Lande zu verweilen und ihr Geld darin zu ver-

zehren. Dafür gab es auch auf jeder Meile wenigstens ein Wirthshaus, vor dem die Pferde schon aus alter Gewohnheit von selbst still hielten und wo sich Conducteur und Postillon meist auf Kosten der Reisenden zu neuen Heldenthaten stärkten. Sobald es dämmerte, nahm die Karavane an der festgesetzten Station ihr Nachtquartier, damit auch Mensch und Vieh von den ungeheueren Anstrengungen des Tages gehörig ausruhen konnten. Diese Art des Reisens war freilich minder schnell und förderlich als unsere heutige Eile, dafür aber auch weit unterhaltender und belehrender. Man hatte doch wenigstens mehr Zeit, Menschen und Dinge zu beobachten, interessante Bekanntschaften zu machen, schöne Gegenden zu genießen, als dies bei unserer gegenwärtigen Hast möglich ist. Ich selbst genoß alle diese Vortheile im reichsten Maße; mit der ganzen Empfänglichkeit der Kindernatur nahm ich die wechselnden Eindrücke in mich auf. Vor meiner entzückten Seele zogen Hügel und Thäler, Wälder und Auen vorüber, selbst die einförmige Haide mit ihren dürftigen Kiefern hatte einen unnennbaren Reiz für mich. Die klappernde Mühle am rauschenden Bache, das einsame Jagdschloß im tiefen Walddicicht, die rauchende Ziegelhütte am Wege gaben meinem Geiste hinlängliche Nahrung; Alles erschien mir neu, groß und wunderbar. Eben so sehr

interessirten mich die Leute, denen wir begegneten, die ein- und aussteigenden Passagiere, ihre Kleidung, Sprache und Erzählungen, die sich meist um den letzten Krieg oder um Raubanfälle und Mordgeschichten in der Umgegend drehten.

Mit dem Conducteur hatte ich sogleich die innigste Freundschaft geschlossen; er war ein ehemaliger preußischer Grenadier, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht und zum Lohn für seine Bravour, wie er sich ausdrückte, diesen „Ruheposten" erhalten hatte. Seine Zuneigung erwarb ich mir dadurch, daß ich mein Butterbrod mit seinem Hunde, der den Namen „Fidele" führte, großmüthig theilte. Bald war ich so vertraut mit ihm, daß er mir aus freien Stücken einen Sitz neben sich unter seinem Verdeck anbot, wozu mein Vater um so lieber seine Erlaubniß gab, da ich ihm durch meine ewigen Fragen nur beschwerlich fiel und in seinen kabalistischen Träumen störte. An der Seite des ehrlichen Schaffners und seines Pudels verlebte ich die schönsten Stunden; der alte Soldat machte mich mit allen Schlachten und Generälen des siebenjährigen Krieges so bekannt, als wenn ich mit dabei gewesen wäre. Ich sah den tollen Seydlitz an der Spitze seiner Reiter die feindlichen Quarré's stürmen, den lauernden Ziethen mit dem Tiegerfell um die Schultern aus dem Hinterhalt mit seinen Husaren

hervorbrechen. Vor Allem aber glänzte die Heldengestalt des großen Preußenkönigs in einer wahren Glorie, und ich hätte gern den einzigen Thaler, den ich besaß, für die alte Schnupftabacksdose des Conducteurs gegeben, auf der der alte Fritz mit dem dreieckigen Hut und dem Krückstock zu sehen war.

Dazwischen unterhielt mich „Fidele" durch seine Kunststücke, die er meist unaufgefordert zum Besten gab. Der Hund war in der That ein sehr gescheidtes, wohlgezogenes Thier; er konnte nicht nur den Todten machen und auf einem Beine stehen, ein ihm auf die Nase gelegtes Stück Brod so lange geduldig halten, bis der Ruf: „Nimm, Fidele!" schallte, sondern er theilte auch die patriotischen Gesinnungen seines Besitzers, indem der Pudel sogleich, wenn man „Pandur" oder „Kroat" rief, ein lautes klägliches Geheul ausstieß und knurrend seine Zähne wies. — Unendlich rührend war daher der Abschied von meinem ehrlichen Conducteur und seinem Hunde, mit dem ich noch mein letztes Butterbrod an der sächsischen Grenze theilte. Indeß wurde dieser Schmerz bald wieder durch neue Eindrücke und besonders durch den Anblick der Elbe verdrängt, des ersten großen Flusses, den ich sah. Ich war nicht wenig von der mir unermeßlich scheinenden Wasserfläche überrascht.

Es führte keine Brücke über den Strom, sondern

nur eine Fähre, weshalb die Passagiere aussteigen mußten, während der Wagen mit den widerstrebenden Pferden in das gebrechliche Fahrzeug gebracht wurde. Außer der Post warteten noch mehrere andere Kutschen, um übergesetzt zu werden. Das geschäftige Getümmel, der wirre Lärm der Kutscher und Postillone, das gegenseitige Zurufen der Schiffer boten mir ein neues interessantes Schauspiel. Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein, allmälig hatte sich die Fähre gefüllt, die Schiffer schickten sich schon an, mit ihren langen Stangen vom Lande abzustoßen, als noch eine verspätete Equipage anlangte. Aus derselben stieg ein großer, vornehm aussehender Herr in Begleitung einer schönen Dame und eines noch schöneren Mädchens, das in seiner Hand ein silbernes Vogelbauer hielt. Der Fremde gehörte augenscheinlich den höheren Ständen an; seine Kleidung war zwar einfach, aber vom feinsten Geschmack, an seinen Fingern trug er die kostbarsten Ringe, Manchetten und Jabot waren mit den theuersten Brüsseler Spitzen besetzt. Aber weit mehr als diese Aeußerlichkeiten imponirte seine selbstbewußte Haltung, das kluge, interessante Gesicht, die Reize seiner in Trauer gekleideten Begleiterin und die fast überirdische Schönheit des zarten Kindes.

Die kleine Gesellschaft hielt sich während der Ueberfahrt gänzlich abgesondert von den übrigen

Passagieren, als wollten sie jede nähere Berührung mit ihnen vermeiden. Unter sich redeten sie leise in einer fremden Sprache, die besonders in dem Munde des holden Mädchens für mich einen unbeschreiblich süßen Klang hatte. Trotz ihrer Zurückgezogenheit erregte die Gruppe die allgemeinste Aufmerksamkeit; selbst mein Vater war aus seinen Gedanken erwacht und betrachtete sie mit Neugierde. Er mußte den Fremden schon früher gesehen haben, was bei seinen vielen Bekanntschaften leicht möglich war. Ihre beiderseitigen Blicke begegneten sich, aber Keiner wollte, wie es schien, den Anfang machen, die alten Erinnerungen wieder anzufrischen. Scheu und Zurückhaltung von der einen, die Furcht, zudringlich zu erscheinen, von der anderen Seite, vielleicht auch die Gegenwart der neugierigen Zuschauer, mochte Beide bestimmen, vorläufig sich von einander noch entfernt zu halten. Während aber die Eltern noch bedächtig zögerten, hatte die glücklichere Jugend schnell sich genähert und noch schneller ihren Bund geschlossen. Das reizende Kind mit dem bunten, ausländischen Vogel in der Hand, übte einen solchen Zauber auf mich aus, daß ich nicht länger zu widerstehen vermochte.

„Wie heißt Du?“ fragte ich mit edler Dreistigkeit.

„Serena,“ entgegnete die Kleine mit einem fremdländischen Accent.

„Willst Du mir Deinen Vogel zeigen?“

„Sehr gern, und er soll auch mit Dir sprechen.“

„Das ist doch nur Dein Scherz; wie sollte ein Vogel sprechen können?“

„Das sollst Du gleich hören.“

Mit ihren kleinen schmalen Fingern tupfte sie dem kleinen Papagei, denn zu dieser Gattung gehörte der Vogel, leise auf den Kopf. Alsbald räusperte sich das überaus zierliche Thierchen, indem es seine roth und grün gemalten Flügel auf- und niederschlug und zu meinem nicht geringen Erstaunen mich mit dem eben nicht schmeichelhaften Zuruf: „Spitzbube, Racker!“ begrüßte. Ich war vor Verwunderung ganz starr geworden, da ich nie in meinem ganzen Leben einen sprechenden Papagei gesehen. Ueber mein einfältiges Gesicht schlug das reizende Mädchen ein silberhelles Gelächter auf, in das ihre ältere Begleiterin trotz ihres gewöhnlichen Ernstes mit einstimmte.

Unterdessen hatten auch mein Vater und der vornehme Fremde ihre, wie es schien, schon alte Bekanntschaft wieder erneuert. Dies geschah jedoch auf eine eigenthümliche Weise. Nachdem sich Beide noch einige Minuten zweifelnd angestarrt, machten sie fast gleichzeitig ein geheimes Zeichen, wodurch sie sich als Brüder desselben Systems der Freimaurerei zu erkennen gaben. Hierauf erst reichten sie einander die

Hände und begrüßten sich auf das Herzlichste, wenn auch von Seiten des Fremden mit einer gewissen Herablassung, während mein Vater in seinen Mienen und Worten einen hohen Grad von freiwilliger Unterwürfigkeit kund gab. Der vornehme Herr, welcher ebenfalls nach Dresden reiste, bot im ferneren Verlaufe der Unterhaltung uns einen Platz in seiner großen, prachtvollen Kutsche an, der auch mit vielem Danke bereitwillig angenommen wurde. Meine Freude war besonders grenzenlos; der bloße Gedanke, in einer herrlichen Equipage an der Seite des himmlisch schönen Kindes und in Gesellschaft des sprechenden Wundervogels zu sitzen, brachte meinen kleinen phantastischen Kopf in die größte Verwirrung. Ich wollte und konnte mein Glück nicht eher glauben, bis ich wirklich mich in den seidenen Kissen des Wagens neben Serena wiegte und den Papagei auf meinem Schooße hielt. — Viele Jahre sind seitdem vergangen, mein Haar ist indeß grau geworden, aber noch heut verjüngt mich die Erinnerung an jene herrliche Zeit. — Hand in Hand saß ich mit dem lieblichsten Geschöpf der Erde, dessen Anmuth und Schönheit zu schildern nur ein vergeblicher Versuch sein würde. Serena schien einer anderen Welt anzugehören; sie war so zart und ätherisch, wie eine Elfe, welche eben dem Kelch einer Lilie entschlüpft, weiß und durchsichtig wie

eine Alabasterampel, von dem mildesten Lichte erhellt. Aber alle diese Reize wurden von dem seelenvollen Blick ihrer großen, tief dunkelblauen Augen überwogen. Wenn sie dieselben plötzlich aufschlug und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf mir ruhen ließ, fühlte ich, wie mein kleines Herz sich unwillkürlich zusammenzog. Erst als ich später als gereifter Mann in Dresden auf den Armen der Madonna del Sisto von Raphael das Jesuskind mit seinen wunderbaren Augen sah, lernte ich die magische Gewalt dieses göttlichen Blickes verstehen. Ich selbst war damals ein wilder, von Luft und Sonne gebräunter Knabe mit langen, wirren, dunklen Locken und schwarzen, trotzigen Augen, ohne jede Erziehung, aber offen und gutmüthig, wenn auch zu allen tollen Streichen aufgelegt. Serena's Sanftmuth und meine Keckheit bildeten einen entschiedenen Gegensatz, aber auch zugleich einen geheimen Anziehungspunkt für uns Beide, da unsere verschiedenen Naturen, wie dies gewöhnlich geschieht, sich gegenseitig suchten.

So jung ich auch war, so entging es mir doch nicht, daß zwischen den drei Personen, mit welchen das Schicksal mich zusammengeführt, ein eigenthümliches Verhältniß stattfand. Die schwarz gekleidete Dame, welche Serena's Mutter war, saß meist still und in sich gekehrt, ohne an der Unterhaltung Theil

zu nehmen. Wenn sie sich unbemerkt glaubte, starrte sie düster und apathisch vor sich hin. In ihrem bleichen, immer noch schönen Gesicht drückte sich ein tiefes Seelenleiden aus, das sie jedoch gewaltsam zu verbergen suchte. Zuweilen schlich sich jedoch eine Thräne heimlich über ihre Wangen. Wenn aber ihr Begleiter diesen Ausbruch ihres Schmerzes zufällig bemerkte und seinen strafenden Blick auf sie richtete, schrak sie sichtbar zusammen, indem sie sich zu einem trüben Lächeln zwang. Gegen Serena war sie überaus zärtlich und doch schien gerade der Anblick des reizenden Kindes ihr wehe zu thun. Mit auffallender Aengstlichkeit beobachtete sie jede Miene, jede Bewegung der Kleinen, als erwarte sie im nächsten Augenblick irgend einen traurigen Unfall. Diese Besorgniß war um so auffallender, weil das Kind auch nicht den geringsten Grund dafür zu geben schien, da es munter und sorglos mit mir spielte.

Unerwartet aber sollte mir die Ursache dieser mütterlichen Angst klar werden. Während Serena noch mit mir sprach und eben über meine kindischen Einfälle ein herzliches Lachen aufschlug, nahmen plötzlich ihre Züge einen wunderbaren, starren Ausdruck an. Wie von einer geheimnißvollen Macht gebannt, verharrte sie in ihrer bisherigen Stellung, ohne ein Glied ihres Körpers bewegen zu können, als wäre sie

in eine kalte, leblose Marmorstatue durch einen überirdischen Zauber verwandelt. Es war ein eben so seltsamer, als furchtbarer Anblick. Das vorige, durch den plötzlich eingetretenen Krampf unterbrochene Lächeln schwebte noch um die verzogenen Lippen, während die schönen Augen in unheimlicher Verzückung, nach Oben gerollt, zum Himmel blickten, so daß nur das Weiße desselben sichtbar war. Aus dem holden Engelsantlitz war mit einem Male eine zwar noch immer schöne, aber Grauen erregende Larve geworden.

Bei diesem Schauspiel stieß die trauernde Dame einen lauten Schrei aus. Erst jetzt wendete sich der Fremde, welcher bisher sich eifrig mit meinem Vater in einer mir unbekannten Sprache unterhalten hatte, seinen ausdrucksvollen Kopf nach dem leidenden Kinde hin. Der Zustand desselben schien ihn wenig oder gar nicht zu beunruhigen, denn er vollendete erst seinen angefangenen Satz, worauf er sich der Kleinen, mehr als neugieriger Beobachter, wie als theilnehmender Verwandter, näherte.

„Geben Sie Acht!“ rief er meinem Vater zu, „wie ich jetzt die Geister bannen werde.“

Hierauf führte er einige Striche mit der flachen Hand über das leichenblasse Gesicht Serena's, indem er dazu einige unverständliche Worte murmelte. Alsbald verschwand jenes starre Lächeln, die offenen

Augen schlossen sich, die gespannten Züge verloren ihren versteinernden Ausdruck und schmolzen in eine weiche, entzückende Verklärung hin. Ein unaussprechlich seeliger Friede, die Wonne einer höheren Welt umschwebte jetzt den lieblichen Mund und die klare, leuchtende Stirn. Sie schien zu schlafen, von himmlischen Träumen umgaukelt; leise wie die Silberwelle hob und senkte sich die kleine Brust, während eine rosige Röthe die blassen Wangen färbte.

Ich habe nie in meinem Leben ein schöneres Bild gesehen, als der Anblick dieses schlummernden Kindes gewährte.

Plötzlich öffnete sie die Lippen, ein anfänglich leises Murmeln wurde nach und nach lauter und gestaltete sich zu einer Art von Gesang von ergreifendster Wirkung. Halb geflüstert, halb gesprochen, halb gehaucht und halb gesungen glichen diese Töne bald dem Rauschen des Windes im zitternden Laube, bald dem silberhellen Rieseln der Quelle, bald dem Zwitschern eines träumenden Vogels. Es war ein Lied in einer fremden Sprache, das wie eine Offenbarung klang. Eifrig schien der Fremde den für alle Anwesenden unverständlichen Lauten zu lauschen; er allein mußte wohl den Schlüssel zu dieser geheimnißvollen Sprache haben und sie verstehen.

So lange Serena sang, herrschte ein tiefes Still-

schweigen in dem Wagen, nur von dem Rollen der Räder und dem Hufschlag der Pferde zuweilen unterbrochen. Allmälig aber verhallten die bezaubernden Töne und wurden immer leiser und leiser, bis sie mit einem tiefen Seufzer erstarben.

„Das ist der günstige Augenblick," sagte der Fremde heimlich zu meinem Vater. „In diesem Zustande der Extase sind dem Kinde die Geheimnisse der Zukunft erschlossen. Wollen Sie eine Frage wegen des zu hebenden Schatzes an sie richten, so thun Sie es jetzt, ehe sie aus ihrem Schlummer wieder aufwacht. Ich stehe Ihnen dafür, daß ihre Prophezeiungen stets sicher eintreffen."

Auf diese Aufforderung beugte sich mein Vater zu der noch immer schlummernden Serena nieder und flüsterte ihr einige Worte in das Ohr, die sie trotz ihres tiefen Schlafes gehört zu haben schien, da sie leicht zusammenzuckte. Die Frage selbst mußte sie unangenehm berührt haben, denn in ihren Mienen drückte sich deutlich Schreck und Grauen aus; auch zögerte sie einige Augenblicke, ehe sie ihm Antwort gab.

„Ich sehe," hauchte sie mit tonloser Stimme, „einen Mann mit unheimlichen Augen und spöttischem Lächeln; er trägt die Uniform eines vornehmen Offiziers und stützt sich auf einen Stock mit goldener Krücke."

„Das ist," rief mein Vater bewundernd aus, „kein Anderer als mein Freund Schröpfer. Nur weiter, weiter!"

„Er sitzt jetzt in einem blauen Zimmer und drückt auf ein Packet mit Papieren vorsichtig seine Siegel. Nun stützt er seinen Kopf sorgenschwer auf die Hand. Wie bleich er aussieht! Um die blassen Wangen ringeln sich die dunklen Locken wie feuchte Schlangen. Seine Seele ist betrübt, Hoffnung und Verzweiflung ringen in seiner Brust; er kämpft mit dem finstern Dämon, der ihn immer enger und enger umstrickt. Vergebens strengt er alle seine Kräfte an, die drohende Schlinge zu zerreißen. Der böse Geist hält ihn fest und spottet seiner Angst. — Ha! wie er sich windet und die Hände ringt! — Alles vergebens — armer Thor! — Betrogener Betrüger!" —

Während Serena diese Worte sprach, war eine merkwürdige Umwandlung mit ihr vorgegangen, die mich mit Entsetzen erfüllte. Das war kein Kind mehr — Sprache, Ausdruck und Ton der Stimme gehörten einem gereiften Lebensalter an; der kleine, zarte Körper schien nur das zufällige Gefäß eines höheren Geistes zu sein. Unbeschreiblich war die Wirkung ihrer Rede auf meinen Vater; er lauschte mit athemloser Spannung auf diese magnetischen Offenbarungen, an deren Wahrheit er keinen Augenblick zweifelte. —

Als sie inne hielt und ihre Rede stockte, bat er den Fremden inständigst, sie zum ferneren Sprechen aufzufordern.

„Ich will es versuchen," entgegnete dieser, „obgleich ich für den Erfolg nicht einstehen kann. Auch meine Kunst hat ihre Grenzen."

Die Augen starr auf das schlummernde Kind gerichtet, befahl er ihr mit lauter Stimme, in ihren Mittheilungen fortzufahren; sie gehorchte, wenn auch mit offenem Widerwillen.

„Mehrere Männer," fuhr sie fort, „wandeln zwischen herbstlich gefärbten Bäumen, in ihrer Mitte der Unglückliche, der keinen Ausweg kennt. Todesschweiß steht auf seiner marmorkalten Stirn; das Grab thut sich zu seinen Füßen auf. Er aber heuchelt eine seinem Herzen unbekannte Ruhe vor den Gefährten, die ihn mit mißtrauischen Blicken beobachten. — Jetzt tritt er in ein Gebüsch; er ist allein, seine Begleiter haben ihn verlassen — in seinen Händen blitzt ein blanker Gegenstand, der meine Augen blendet. — Er hebt noch einmal den Blick zum Himmel empor, seine bebenden Lippen murmeln abwechselnd Gebete und Verwünschungen. Kalte Schauer umwehen mich — ein finsteres Gespenst, in einem weißen Leichentuch gehüllt — schwarzer Dampf vor meinen Augen — Blut — rothes Blut." —

Serena stieß einen lauten Schrei aus und hielt in furchtbarer Angst mit beiden Händen das bleiche Gesicht bedeckt.

„Um Gotteswillen!“ rief mein Vater, „ich muß Alles wissen.“

„Das ist nicht mehr möglich,“ entgegnete der Fremde, „der Zauber ist gewichen; ich habe keine Macht mehr über sie. Im nächsten Augenblick wird sie erwachen.“

So geschah es auch. — Serena schlug die großen Augen wieder auf. Das frühere kindliche Lächeln kehrte auf ihre Lippen allmälig zurück; von ihrem bisherigen Zustande schien sie auch nicht die geringste Ahnung zu haben, unbefangen, nur ein wenig angegriffen, wendete sie sich zu mir, als wenn gar nichts geschehen wäre, indem sie mich aufforderte, unsere unterbrochenen Spiele wieder aufzunehmen. — Mein Vater war mit den halben Aufschlüssen, die ihm zu Theil geworden, im höchsten Grade unzufrieden; wiederholt drang er in seinen mysteriösen Freund, ihm die volle beruhigende Gewißheit zu verschaffen. Dieser vertröstete ihn auf eine gelegenere Zeit, wobei er nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er die Mittel besitze, Serena auch künstlich in den vorigen Zustand zu versetzen.

„Das werde ich nun und nimmermehr zugeben,“

rief die trauernde Dame im gereizten Tone, wiewohl sie sich bisher anscheinend theilnahmlos verhalten hatte.

Statt jeder Antwort begnügte sich der Fremde, ihr einen eigenthümlich gebietrischen Blick zuzuwerfen, begleitet von einem spöttischen Lächeln, worauf sie ihre Augen niederschlug und in ihr voriges schmerzliches Schweigen versank

---

II.

Der Tod des Propheten.

Ohne fernere Abenteuer langten wir noch an demselben Tage in Dresden an, wo uns der Fremde mit seiner Familie verließ, um seine Reise, welche keinen Aufschub duldete, weiter fortzusetzen. Er folgte, wie er meinem Vater vertraute, der Einladung eines bekannten Oberen des Freimaurer-Ordens zu einer wichtigen Besprechung, deren Resultate er ihm zur Zeit mitzutheilen versprach. Seinem geheimnißvollen Winken nach handelte es sich um nichts Geringeres, als um die Wiederherstellung der alten „Tempelritter" und ihrer einst so wichtigen Stellung in der Welt. Zu diesem Zwecke beabsichtigte der Fremde, als angeblicher Großprior des Ordens, einen allgemeinen

Congreß der Brüder auszuschreiben. Auch mein Vater versprach daran womöglich noch Theil zu nehmen, aber die Hebung des von Schröpfer ihm versprochenen Schatzes forderte zunächst seine Gegenwart in Dresden. Ungern trennte er sich von dem Fremden, der nach seiner Meinung im Besitze so wichtiger Geheimnisse war. Noch weit schmerzlicher aber fiel mir der Abschied von dem reizenden Kinde, das mich ebenfalls recht lieb gewonnen zu haben schien. Die kleine Serena umarmte und küßte mich vielmals; sie wollte mir durchaus den sprechenden Papagei zum Andenken geben. Da ich mich aber weigerte, ihn anzunehmen, so drang sie mir wenigstens einen Ring, den sie an ihrer Hand trug, wiederholt auf, bis ich ihn endlich mit Erlaubniß meines Vaters behielt. Ich schämte mich nicht wenig, daß ich ihr gar nichts zum Gegengeschenk bieten konnte, als eine unscheinbare silberne Nadel, die ich von meiner Mutter einst erhalten hatte.

Die ganze Nacht träumte ich von ihr und als ich am andern Morgen erwachte, war ich noch immer, gegen meine sonstige Gewohnheit, von Herzen betrübt. Wir hatten wegen unserer keineswegs glänzenden Verhältnisse einen bescheidenen Gasthof in einer abgelegenen Straße bezogen. Am nächsten Tage war das erste Geschäft meines Vaters, seinen Freund, den

Herrn von Bischofswerder, aufzusuchen, um bei ihm nähere Erkundigungen über Schröpfer einzuziehen. Ich durfte ihn begleiten und der Anblick der prächtigen Residenz war wohl geeignet, meine Trauer über die Trennung von Serena zu zerstreuen. Das damalige Dresden bot in der That ein überraschendes Schauspiel dar. Sowohl August der Starke, der durch seine Verschwendung und Maitressenwirthschaft seinen Namen bekannt gemacht, wie seine Nachfolger hatten hinlänglich für die Verschönerung der Hauptstadt gesorgt. Eine Reihe von Palästen und Schlössern im Rokokostyle jener Zeit imponirten weniger durch Reinheit des Geschmacks und edle Verhältnisse, als durch ihren Reichthum an Verzierungen und fürstlichem Luxus. So sehr man auch jetzt sich gewöhnt hat, diese Bauart unserer Vorfahren zu verwerfen, so läßt sich doch nicht läugnen, daß sich darin ein gewisser Charakter ausſprach, der zu den Menschen und Verhältnissen jener Tage paßte, während die Gebäude der Gegenwart an einer entschiedenen Charakterlosigkeit und Zerfahrenheit leiden, ähnlich ihren jetzigen Bewohnern. Noch heute umschwebt jene alten Paläste die Poesie der Geschichte, ein historischer Abglanz ruht auf diesen verschnörkelten Façaden und Portalen. Unwillkürlich bevölkert die Phantasie des Beschauers diese stattlichen vergoldeten Säle mit schönen Frauen und lebenslustigen

Männern, die durch ihre Tapferkeit und Galanterie berühmt geworden sind.

Stumm vor Bewunderung durchwandelte ich an der Seite meines Vaters die Straßen der sächsischen Residenz, welche damals durch die Gegenwart eines prachtliebenden Hofes und eines zahlreichen Adels noch besonders belebt wurde. Fortwährend rollten an mir die vergoldeten Equipagen, mit strahlenden Spiegelscheiben versehen, vorüber, begleitet von bunt gekleideten Läufern, deren seidene Schärpen und wallende Federkronen den staunenden Knaben nicht wenig entzückten. Eben so sehr staunte ich die hier gebräuchlichen Sänften mit ihren Trägern in den schwefelgelben Livréen als eine seltsame, nie gesehene Erscheinung an. Mit wahrhafter Begeisterung aber begrüßte ich den Vorbeimarsch der auf die Wache ziehenden königlichen Garde mit ihren hohen Bärenmützen, gepuderten Locken und reich verzierten Uniformen. Bei ihrem Anblick und den Klängen eines kriegerischen Marsches erwachte plötzlich in mir der Wunsch, auch einmal Soldat zu werden und als Offizier mit dem Sponton und Stock in der Hand an der Spitze meiner Compagnie so stolz einherzuziehen, wie es jener Lieutenant that, der mir wie ein unerreichbares Ideal erschien.

Mein Vater, der mit ganz anderen Gedanken beschäftigt war, hatte seine wahre Noth mit mir, da ich

alle Augenblicke stehen blieb, um meine Neugierde zu befriedigen. Hier fesselte mich ein herrlicher Palast, vor dem ein riesiger Schweizer stand, über und über mit Gold bedeckt und mit einem gewaltigen Stocke in der Hand, so daß ich vor lauter Respekt mein Hütchen tief vor ihm abzog, weil ich ihn mindestens für einen Fürsten hielt; dort konnte ich mich unmöglich so schnell von einer Gruppe feuchter Nymphen und Tritonen aus Sandstein trennen, welche auf Wasser speienden Delphinen ritten und auf gewundenen Muschelhörnern bliesen. Ich glaubte wirklich, eines der sieben Wunderwerke der Welt anzustaunen und setzte den mir unbekannten Künstler mindestens einem Phidias oder Praxiteles gleich. Es bedurfte von Zeit zu Zeit der ernsten Ermahnung und selbst eines fühlbaren Anstoßes von der Hand meines Vaters, um mich aus meinem künstlerischen Enthusiasmus zu reißen und weiter zu treiben.

Unser Weg führte uns jenseits der Elbe, über die berühmte Dresdener Brücke, an der Brühlschen Terasse und der katholischen Kirche vorüber. Der Eindruck dieses in der That großartigen Anblicks wird mir ewig unvergeßlich bleiben; ich stand wie bezaubert da. Vor mir lag der für meine kindlichen Blicke unermeßliche Strom mit den emporsteigenden Ufern und der Fernsicht auf das Gebirge, belebt von unzähligen

Schiffen, beladenen Kähnen und bewimpelten Gondeln. Ueber seine Fluthen wölbte sich der majestätische Bau mit den mächtigen Bogen, auf riesigen Pfeilern ruhend. Gleich den rauschenden Wellen des Flusses wälzte sich ein zweiter Strom von geschäftigen Menschen und eilenden Wagen über die gewaltige Brücke hin. Ich wußte nicht, wohin ich zuerst meine Augen wenden sollte; rechts erhob sich vor mir die berühmte Terasse mit dem Palaste des allgewaltigen Ministers, Grafen Brühl, von dessen Pracht und Verschwendung man sich noch immer Wunderdinge erzählte. Die breiten Steinstufen, welche in die Höhe führten, waren fortwährend von Spaziergängern belebt und erinnerten mich unwillkürlich an ein Bild in der alten Bibel meiner Mutter, wo die Engel, welche dem schlafenden Jakob im Traume erschienen, auf einer Leiter in den Himmel auf und nieder stiegen. Gar zu gern hätte ich mich den geputzten Lustwandlern angeschlossen, um mit ihnen die Terrasse zu besuchen, die mir wie ein zweiter Himmel schien.

Mein Vater hatte jedoch weder Zeit noch Lust, auf meine kindischen Wünsche einzugehen; er vertröstete mich auf eine passendere Gelegenheit und beeilte sich, zunächst seinen Freund, den Herrn von Bischofswerder, aufzusuchen. Dieser stand jetzt als Kammerherr im Dienste des sächsischen Prinzen Carl, Herzogs

von Curland, nachdem er während des siebenjährigen Krieges in das preußische Heer eingetreten, nach dem Frieden aber wieder ausgeschieden war, da er nicht so schnell, wie er es wünschte, sich befördert sah. Schon in jener Zeit war Bischofswerder Freimaurer geworden und in der Loge mit meinem Vater häufig zusammengekommen, wo sie sich enger an einander angeschlossen hatten. Beide blieben seitdem in fortwährender Berührung und strebten nach demselben Ziele, den Stein der Weisen zu entdecken und die vorgeblichen Geheimnisse der Rosenkreuzer zu erforschen. Auch der Herzog Carl von Curland, dessen Kammerherr er war, verfolgte eine ähnliche Richtung; dieser beschäftigte sich angelegentlich mit der Ergründung dieser Mysterien, und sein Palais, welches nach seinem Tode zu dem jetzigen Zeughause geschlagen wurde, war damals der Sammelplatz und Mittelpuukt verschiedener Taumaturgen und Geisterbeschwörer, zu denen auch der von meinem Vater gesuchte Schröpfer gehörte.

Die Aufnahme, welche wir bei Bischofswerder fanden, war eine überaus herzliche; er umarmte meinen Vater wiederholt und gab ihm die besten Hoffnungen wegen des zu hebenden Schatzes, dessen Existenz er selbst nicht einen Augenblick anzuzweifeln schien. Von Schröpfer sprach er nur in den Ausdrücken der

höchsten Verehrung und Anerkennung, wie nur ein begeisterter Schüler von seinem angebeteten Meister reden kann.

„Dieser ausgezeichnete Mann," sagte Bischofswerder zu meinem Vater, „verdient unser ganzes Vertrauen und genießt die Achtung der angesehensten Logenbrüder. Er hat dem Herzog von Curland, meinem gnädigen Herrn und Gebieter, seine Patente und Briefe vorgelegt, aus denen unumstößlich hervorgeht, daß er die höchsten Grade bereits erlangt und in die innersten Geheimnisse eingeweiht ist. Zum Ueberfluß will er in diesen Tagen noch im Palais des Herzogs jeden beliebigen Geist erscheinen lassen, der seine Aussagen bekräftigen soll."

„Und Sie glauben, daß er wirklich im Besitz jenes ungeheueren Schatzes ist, welchen ihm die Jesuiten übergeben?"

„Darüber kann kein Zweifel sein. Die ganze Summe, welche aus mehreren Millionen Steuerscheinen besteht, ist in Frankfurt am Main den Gebrüdern Bethmann zur Bewahrung anvertraut worden. Der Herzog hat die genauesten Erkundigungen deshalb angestellt und von dem bekannten, ehrenwerthen Hause den gewünschten Bescheid erhalten. Herr Bethmann hat dem Herzog die Antwort gegeben, daß bei ihm ein wohl eingepacktes und versiegeltes Packet, dem

Anscheine nach die bewußten Papiere enthaltend, gegen Quittung mit der Weisung niedergelegt sei, es dem Obristen Steinbach auf dessen Verlangen sofort auszuhändigen.

Trotz dieser Versicherungen seines Freundes war mein Vater keineswegs beruhigt, da die magnetischen Prophezeiungen Serena's und einige Winke des geheimnißvollen Fremden seinen Glauben an Schröpfer's Zuverlässigkeit und die Existenz jenes Schatzes bedeutend erschüttert hatten. Dagegen blieb Herr von Bischofswerder voll Vertrauen; seinen Worten gelang es auch, nach und nach wieder meinen Vater zu überzeugen.

„Jeder Zweifel an dem Meister," sagte ihm dieser voll Zuversicht, „ist ein Verbrechen, für das Sie ihm eine Abbitte schuldig sind. Ich sehe nur, daß Sie den großen Mann noch nicht kennen. Schröpfer ist bereits in das Innerste des Heiligthums gedrungen und besitzt den Schlüssel zur höchsten Weisheit. Er allein kann und wird uns die Pforten des Tempels öffnen. Mit Recht aber fordert er von uns Vertrauen und strengen Gehorsam. Morgen Abend will er uns im Palast des Herzogs die überzeugendsten Beweise von der Macht geben, die er über die Geisterwelt ausübt. Da Sie mein Freund sind und unserem Orden angehören, so darf ich Sie zu diesem nie ge-

sehenen Schauspiele einladen. Kommen Sie, sobald es dunkel wird, wieder hierher und Sie werden sich wie ich vor der Wahrheit beugen."

Man kann sich wohl denken, daß mein Vater diese Einladung mit der größten Bereitwilligkeit annahm und mit Ungeduld den Abend erwartete, wo er so wichtige Aufschlüsse zu erhalten hoffte. Nachdem wir bei einem entfernten Verwandten zu Mittag gespeist und die Merkwürdigkeiten von Dresden angestaunt, kehrten wir in unser bescheidenes Hôtel zurück, wo ich mich zeitiger als sonst zu Bette legen mußte. Sobald mein Vater mich eingeschlafen sah, worauf er wegen meiner Müdigkeit nicht allzu lange zu warten brauchte, kehrte er eilends nach dem Palaste des Herzogs von Curland zurück, wo er seinen Freund und eine Gesellschaft hochgestellter Männer versammelt fand, um der versprochenen Geisterbeschwörung beizuwohnen. Der Saal, worin das wunderbare Schauspiel stattfinden sollte, hatte die Form eines Theaters und wurde auch früher zu ähnlichen Zwecken, wie zur Darstellung französischer Comödien und Operetten benutzt. Die Zuschauer saßen in einem Halbkreise voll banger Erwartung; es war ihnen auf das Strengste eingeschärft, ihre Plätze nicht zu verlassen, oder gar die zum Zwecke der Geisterbeschwörung aufgestellten Apparate zu untersuchen, bei Androhung der schreck-

lichsten Folgen im Falle ihres Ungehorsams. Außerdem mußten sie sich eidlich und mit ihrem Ehrenworte verpflichten, Nichts von dem, was sie sehen würden, zu verrathen. Es war nur eine sehr geringe Zahl zugelassen, zu der außer meinem Vater und dem Herrn von Bischofswerder noch der Herzog von Curland, der Minister von Wurmb, ein pietistischer und mystischer Schwärmer, der Baron von Hohenthal, der Kammerherr und geheime Kriegsrath von Hopfgarten und der Adjutant des Herzogs, Obrist von Fröben, gehörten. — Diese Herren bildeten unter sich eine Art geheimer Verbindung, welche sich vorzugsweise mit den Mysterien der Geisterwelt und den Geheimnissen der Rosenkreuzer beschäftigte. Mehr oder minder huldigten sie der Richtung ihrer Zeit, die mit dem Unglauben einen hohen Grad von Aberglauben verband. Beide Extreme berührten sich in den Menschen jener Periode; die höheren Lebenskreise, von Genüssen aller Art erschöpft, geistig und moralisch vollkommen unterhöhlt, sehnten sich nach neuen Reizmitteln, um sich aufzustacheln. Der scharfe, ätzende Geist des Jahrhunderts, wie er vorzugsweise in den Schriften der französischen Encyklopädisten zum Vorschein kam, hatte alle bestehenden Verhältnisse angegriffen und zum Theil aufgelöst. Die Religion mit ihren Priestern und Gebräuchen war ein Gegenstand

des Spottes geworden, das Familienleben durch die überhand genommene Unsittlichkeit in seinen Grundfesten erschüttert. Es gab nichts Heiliges auf Erden, keine Stütze mehr, die nicht untergraben war. Gegen diese allgemeine Auflösung machte sich nach und nach eine gewisse Reaction geltend. Das auf Kosten des Verstandes zurückgedrängte Gemüth und die Phantasie behaupteten ihr Recht, das Streben nach dem Höheren und die Sehnsucht nach dem Ueberirdischen tauchten um so gewaltsamer empor, je mehr sie sich bedroht fanden. Aber das vorhandene Geschlecht vermochte nicht, die reineren Elemente von den unreinen zu sondern, die wirklich bessere Richtung ohne beklagenswerthe Verirrungen und traurige Umwege zu verfolgen. Der neu erwachte Glaube führte zum Aberglauben, zum Pietismus und zu mystischer Schwärmerei. Ueberall entstanden geheime Verbindungen, pietistische Conventikel und Gesellschaften, welche von schlauen Betrügern für ihre besonderen Zwecke ausgebeutet und benutzt wurden. Das Spiel derselben wurde wesentlich durch die waltende Stimmung und den niedrigen Stand der Naturwissenschaften erleichtert. Verwegene Abenteurer rühmten sich im Besitze besonderer Geheimnisse zu sein, sie spekulirten auf die Leichtgläubigkeit der großen Menge, auf die Habsucht und die Lebenslust der Vornehmen, denen sie unerschöpf-

liche Goldquellen und Verjüngung ihrer verbrauchten Lebenskräfte versprachen. Mit ihnen verbanden sich religiöse und politische Intriguanten, die ihre verschiedenen Zwecke unter diesem mystischen Deckmantel verfolgten und oft den größten Einfluß auf die ebenfalls leicht zu berückenden Fürsten ausübten. Geschickt wußten diese überall auftauchenden Aventuriers sich auf den einflußreichen und mächtigen Freimaurerorden zu stützen, indem sie den Brüdern durch ihre vorgeblich höheren Grade und tieferes Wissen imponirten. Häufig gelang es ihnen, bei dem vorhandenen Dunkel über die eigentlichen Zwecke des Ordens selbst die Eingeweihten zu täuschen, durch Stiftung neuer Systeme und Einführung von Reformen sich ein großes Ansehn zu verschaffen und eine oft unerklärliche Bedeutung zu gewinnen. Meist standen diese Betrüger unter sich in Verbindung und unterstützten sich gegenseitig; zuweilen aber verfolgten sie entgegengesetzte Zwecke und bekämpften sich dann bis zur Vernichtung. Ohne es zu wissen, waren sie eben so oft nur Werkzeuge in einer verborgenen Hand und dienten einer höheren Macht, von der sie nach Gutdünken benutzt wurden. Bald fanden sie geheime Beschützer, bald eben solche Feinde und Verfolger, so daß sie hier im größten Glanze, dort im höchsten Elende erschienen. Ihre Geschichte ist ein wunderbares Gewirre überraschender

Abenteuer und Wechselfälle, wunderbarer Begebenheiten, häufig mit den großen Weltereignissen verknüpft, aber leider noch immer nicht genügend aufgeklärt. Wäre dies der Fall, so würde nicht nur manches psychologische, sondern auch politische Räthsel gelöst und der Schleier von manchem noch dunklen historischen Ereigniß gehoben sein.

Einen ähnlichen Charakter zeigte die Gesellschaft in dem Palais des Herzogs von Curland; mehr oder minder blasirt und überreizt ließ sie sich von dem kühnen Abenteurer die Pforten der Geisterwelt erschließen. Mit einer kecken Sicherheit erschien endlich Schröpfer in dem Kreise der vornehmen Herren; nur mit einem leichten Kopfnicken erwiderte er den ehrfurchtsvollen Gruß der Jünger, selbst den Herzog schien er kaum zu sehen. Ein höhnisches Lächeln spielte fortwährend um seine Lippen, als verspotte er innerlich die Leichtgläubigkeit seiner hohen Beschützer, als wollte er sich an ihrem früheren Hochmuth rächen. Vielleicht dachte er in seinem Herzen an die alte Beschimpfung, die er einst, als er noch Schankwirth in Leipzig war, von dem Fürsten erduldet. Damals hatte er wegen eines Pasquills auf den Herzog eine schmachvolle Züchtigung ruhig hinnehmen müssen. Auf seine Veranlassung war er von dem Obristlieutenant von Sydow und einigen Unteroffizieren vom Regimente der Kur-

fürstin in Leipzig überfallen, auf die Wachtstube geschleppt und mit Schlägen mißhandelt worden, über die er gezwungen wurde, noch eine besondere Quittung auszustellen. Zwar hatte der Herzog längst seine gewaltsame That bereut und durch den Minister von Gutschmid die Sache beigelegt, aber Schröpfer jenen schimpflichen Ueberfall nicht so leicht vergessen.

In diesem Augenblicke genoß er den Triumph, denselben Herzog zu der Schaar seiner ergebensten Anhänger zu zählen. Ein Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit, der Kitzel der befriedigten Eitelkeit drückte sich in der wegwerfenden Behandlung aus, die er jetzt seinem hohen Beschützer zu Theil werden ließ. Wie mochte er im Geheimen über die Beschränktheit des mächtigen Gegners spotten, den er als gläubigsten Jünger zu seinen Füßen sah. Es war ihm gelungen, das frühere Mißtrauen in die vollste Hingebung zu verwandeln und die Achtung seines Beleidigers zu erzwingen.

Der Herzog hatte gewünscht, den Geist seines Verwandten, des sogenannten Chevalier de Saxe zu sehen, welcher vor ihm den Palast bewohnt; Schröpfer verneigte sich zum Zeichen seiner Einwilligung.

„Ich kann um so leichter," fügte er ironisch hinzu, „dem Wunsche Eurer Durchlaucht willfahren, da der Geist des Chevalier de Saxe zu den Erscheinun-

gen gehört, über die mir die nöthige Macht gegeben ist, da er sich nicht im Zustande der Seeligkeit befindet. Ueber seelige Geister habe ich keine solche Gewalt, während das Fegefeuer und die Hölle mir gehorchen müssen."

Der Herzog fühlte die anscheinend absichtslose Beleidigung nur zu gut, aber wagte keine Erwiderung, um den Wundermann nicht zu erzürnen, oder aus Aberglauben, weil er an der Wahrheit dieser Aussage nicht zu zweifeln wagte und vielleicht nach seinem Tode ein ähnliches Strafgericht befürchtete.

Eine lange Pause war jetzt eingetreten; plötzlich erloschen wie durch einen Zauberschlag sämmtliche Kerzen in dem Saal. Selbst die muthigsten Männer, zu denen gewiß mein Vater gehörte, empfanden ein unbeschreibliches Grauen. Zugleich verbreitete sich ein eigenthümlich betäubender Geruch von einem durch Schröpfer angezündeten Räucherwerk. Nach und nach wurde es wieder auf der Bühne heller, während der Zuschauerraum vollkommen dunkel blieb. Ein matter bläulicher Schimmer beleuchtete die Versammlung mit gespenstisch bleichem Schein, so daß Jeder vor dem leichenhaften Gesichte seines Nachbarn erschrak. Auf dem Hintergrunde des Theaters wurde ein grauer Schatten sichtbar, wie ein zerfließendes Wölkchen, das immer festere Form gewann. Aus dem anfänglich

schwankenden Nebel entwickelten sich allmälig die bestimmten Umrisse einer menschlichen Figur. Die Züge wurden deutlicher und deutlicher, bis das sprechend ähnliche Bild des Chevalier de Saxe vor den erstarrten Zuschauern stand.

Beim Anblick seines verstorbenen Verwandten stieß der Herzog einen lauten Schrei aus. Die Erscheinung machte mit aufgehobenem Arme eine abmahnende Bewegung; den Anwesenden drohte das Blut in den Adern zu gerinnen, Keiner wagte die leiseste Aeußerung.

Es herrschte eine tiefe, grauenvolle Stille!

Diese wurde durch eine hohle Grabesstimme unterbrochen. Der abgeschiedene Geist des Chevalier de Saxe redete den Herzog an, indem er sich über die Störung seiner Grabesruhe laut beklagte.

Der Eindruck seiner dumpfen Worte war so mächtig, daß der Herzog in seinen Stuhl zurücksank und sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Dennoch raffte er sich mit unsäglicher Anstrengung empor, einen Augenblick schien sein Muth und die Vernunft über seinen Aberglauben den Sieg davon zu tragen. Gewaltsam riß er sich aus der ihn umnebelnden Betäubung empor, indem er unwillkürlich aufsprang und die Hand an seinen Degen legte.

„Blendwerk der Hölle!" schrie er auf, „fahr' hin, woher Du gekommen bist."

Aber im nächsten Augenblick entsank die Waffe seiner gelähmten Hand, von einem elektrischen Schlage getroffen. Die Gestalt war verschwunden und es herrschte wieder die tiefste Finsterniß, bis eben so plötzlich und wunderbar alle Kerzen, wie sie vorher erloschen, von einer unsichtbaren Hand angezündet wurden. Bei ihrem Schimmer erblickte die Versammlung den Geisterbeschwörer im schwarzen Sammettalar; seine Wangen waren noch bleicher als gewöhnlich und auf seiner Stirn standen die dicken Schweißtropfen wie Perlen; er glich einem Menschen, der so eben einer großen Gefahr entronnen und noch die Spuren der ausgestandenen Angst auf seinem Gesichte zeigt. — nachdem er sich erholt, wandte er sich an den Herzog, um diesen mit Vorwürfen wegen der vorgekommenen Störung zu überhäufen.

„Eure Durchlaucht," sagte Schröpfer, „und wir Alle haben von Glück zu sagen, daß der erzürnte Geist uns nicht getödtet hat. Nur die kräftigsten Beschwörungen von meiner Seite konnten ihn zurückhalten. Es war die furchtbarste Stunde in meinem ganzen Leben."

Der Herzog entschuldigte sich, so gut er konnte, aber der Magier wollte nichts hören und drohte, jede Verbindung mit seinem Gönner abzubrechen. Erst als dieser ihn demüthig um Verzeihung bat und das feier-

liche Versprechen ablegte, künftig bei ähnlichen Gelegenheiten sich streng an die gegebenen Vorschriften zu halten, schien sich auch Schröpfer erweichen und seinen Zorn fahren zu lassen. Endlich trennte sich die Gesellschaft vol Ehrfurcht vor dem gewaltigen Meister, dessen Herrschaft über die Geisterwelt nun nicht mehr bezweifelt werden konnte. —

Diese Vorgänge, welche ich erst nach vielen Jahren aus dem Munde meines Vaters erfuhr, bestärkten diesen nur noch immer mehr in seinem Wahn; er glaubte schon so gut wie im Besitze des versprochenen Schatzes zu sein, dessen Hebung er von Tag zu Tag erwartete. Außer ihm waren auch Herr von Bischofswerder und ein reicher Seidenhändler in Dresden, Namens Dubosc, von der Existenz dieser Millionen vollkommen überzeugt. Der Letztere hatte sich eben so wie mein Vater zu bedeutenden Vorschüssen und Geldausgaben an Schröpfer verleiten lassen in der Hoffnung einer baldigen Zurückerhaltung mit reichlichen Zinsen. Eine Zeit lang ließ er sich wohl unter allerlei Vorwänden vertrösten, endlich wurde er ungeduldig und verlangte immer dringender die Eröffnung des bei den Gebrüdern Bethmann in Frankfurt am Main niedergelegten Dépôts. Da der reiche Dubosc sehr vornehme und einflußreiche Verwandte am Dresdener Hofe besaß und zu dem frommen Conventikel des pietistischen Ministers

von Wurmb gehörte, so sah sich Schröpfer genöthigt, einen Termin zur Hebung des Schatzes zu bestimmen und die Entsiegelung des geheimnißvollen Packets vorzunehmen.

Kurz vor der Leipziger Michaelismesse fanden sich daher die Auserwählten bei dem Minister von Wurmb zu diesem Zwecke versammelt. Das sehnlichst erwartete Packet war von Frankfurt wirklich eingetroffen und lag mit unverletzten Siegeln auf dem Tisch, aber Niemand wagte es zu erbrechen, da Schröpfer noch nicht angekommen war. Von Minute zu Minute stieg die Ungeduld der Anwesenden, welche sich das verdächtige Zögern des verehrten Meisters nicht zu erklären vermochten, aber das Vertrauen zu ihm war noch immer so groß, daß kein Einziger die Wahrheit seiner Aussagen in Zweifel zu ziehen wagte. Je länger jedoch Schröpfer ausblieb, desto unruhiger wurde die gläubige Versammlung; alle Blicke waren auf das verhängnißvolle Packet gerichtet, jedes Herz pochte voll banger Erwartung. Besonders drückte sich in dem Gesichte des reichen Seidenhändlers die höchste Spannung aus, Geldgier und Furcht, den mächtigen Wunderthäter durch sein aufsteigendes Mißtrauen zu beleidigen, kämpften sichtbar in den Zügen des habsüchtigen Kaufmanns. Von Zeit zu Zeit sprang er von seinem Sitze auf und trat an das Fenster, um nach dem Säumigen auszuschauen; bei jedem Geräusche an der

Thür fuhr er jäh zusammen und seine Hände zuckten krampfhaft, um die Siegel des vor ihm liegenden Schatzes abzureißen. Auch die Uebrigen, darunter mein Vater, waren nicht minder aufgeregt, obwohl sie sich besser zu beherrschen mußten. — Schröpfer kam nicht; statt seiner aber ein Brief mit der Nachricht, daß er wegen eines dringenden Geschäftes nach Leipzig gereist sei. Der mühsam unterdrückte Verdacht eines Betruges brach jetzt mit ungestümer Gewalt hervor; selbst seine ergebensten Anhänger waren bestürzt und fürchteten, von einem geschickten Aventurier getäuscht zu sein. Der hitzige Seidenhändler verlangte mit lautem Geschrei die sofortige Eröffnung des Packets; ihm stimmte die Mehrzahl der Versammlung bei. Auf ihr wiederholtes Andringen entschloß sich endlich der Minister von Wurmb, die Siegel, wenn auch mit sichtbarem Widerstreben, zu erbrechen. Niemand wagte zu athmen, geschweige zu sprechen.

Die Hülle sank, aber statt der gehofften Millionen in Werthscheinen, enthielt sie nur ein Convolut — von weißem unbeschriebenen Papier.

Ein Schrei der allgemeinen Bestürzung und des Unwillens machte den gepreßten Herzen Luft.

„Betrug, Betrug!" schrie der reiche Seidenhändler. „Wir sind von einem frechen Schwindler auf die unerhörteste Weise hintergangen worden."

Zugleich stieß er ein krampfhaftes Gelächter aus und stürzte auf den Tisch los, um sich durch den Augenschein von dieser furchtbaren Täuschung zu überzeugen. Mit wilder Hast wühlte er in den Papieren, die er in seiner thörichten Wuth zerriß. Auch mein Vater war in einem hohen Grade entrüstet und bestürzt, indem er alle seine Hoffnungen mit einem Male schwinden und sich dem unrettbaren Elende Preis gegeben sah. Von allen Seiten erschallten jetzt zugleich Seufzer, Flüche und Verwünschungen gegen den Betrüger. Nur der Minister und Herr von Bischofswerder hatten ihre Besinnung nicht verloren und stimmten nicht in die allgemeinen Klagen ein. Der Letztere hatte bei dem Durchsuchen der Papiere einen beschriebenen Zettel gefunden, welchen er mit lauter Stimme vorlas. Darin verlangte Schröpfer von seinen Anhängern eine neue kurze Frist, um den Schatz herbeizuschaffen, da die rechte Zeit zur Hebung des Geldes noch nicht gekommen sei. So zweideutig und unbestimmt auch das Versprechen lautete, so klammerten sich doch Einige der Anwesenden an diesen leisen Hoffnungsschimmer, nur der Seidenhändler du Bosc wüthete nach wie vor und verlangte von dem Minister die Auswirkung eines Haftbefehls gegen Schröpfer.

„Das wäre eine Thorheit", entgegnete derselbe im ruhigen Tone. „Selbst wenn wir betrogen sind, was

noch keineswegs feststeht, haben wir allen Grund, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, um nicht lächerlich zu werden. Wie würden die Ungläubigen und sogenannten Aufklärer über unsere Leichtgläubigkeit spotten. In unserem Interesse sowohl, wie im Interesse unseres Ordens, müssen wir jeden gewaltsamen Schritt vermeiden. Ich fordere daher sämmtliche Anwesende auf, kein Wort über die ganze Angelegenheit öffentlich verlauten zu lassen."

„Demnach" schrie der Seidenhändler, „soll der Betrüger ohne Strafe bleiben und sich seines Raubes freuen?"

„Wer sagt Ihnen," fragte Herr von Bischofswerder, „daß Schröpfer wirklich der Betrüger ist, für den Sie ihn halten? Ich für meine Person kann diese Meinung um so weniger theilen, da ich fast unumstößliche Beweise vom Gegentheil in meinen Händen habe. Wie — ein Mann der die höchsten Grade des Ordens bekleidet, im Besitze der tiefsten Geheimnisse ist, sollte ein gemeiner Betrüger sein? Ich selbst habe mich von seinem tiefen Wissen, von seiner Herrschaft über die Geisterwelt, von seinen unergründlichen Kenntnissen in der Alchymie überzeugt. Wenn einer in die Mysterien der Rosenkreuzer eingedrungen, so ist es Schröpfer. Nein und abermals nein! Ein Meister der obersten Loge, ein Eingeweihter der höchsten

Maurerei kann nie so tief sinken. Selbst wenn die Thatsachen noch lauter gegen ihn zeugten, würde ich ihm mehr glauben, als meinen eigenen Augen, und es nicht wagen, ihn zu beschuldigen. Er steht zu hoch für unsere Beurtheilung, wie die Sonne am Himmel, vor deren Glanz wir geblendet unsere Blicke niederschlagen müssen. Können wir in unserer Beschränktheit seine tiefen Absichten und verborgenen Zwecke ergründen? Vielleicht wollte der Meister nur unseren Glauben prüfen, nur sehn, ob wir ihm vertrauen und seiner würdig sind? Vielleicht hat er diesen Schatz uns nur versprochen, um sich von unserer Uneigennützigkeit zu überzeugen, um uns einer Probe auszusetzen, die wir leider nur schlecht bestanden. Vielleicht versagt er uns jetzt diesen irdischen Mammon, um den Würdigen und Glaubensstarken mit einem weit größeren, himmlischen Schatz, mit dem wahren Stein der Weisen zu belohnen!"

Die Rede Bischofswerder's, der in der That von Schröpfer's Unschuld damals noch vollkommen überzeugt schien, brachte eine große Wirkung hervor und beruhigte die aufgeregten Gemüther, so daß selbst der eifrige Seidenhändler seine Wuth fahren ließ und den angeführten Gründen Gehör schenkte, wenn auch sein einmal angeregtes Mißtrauen nicht so leicht verschwand. Hoffnung und Furcht, Zweifel und Glaube, Habgier

und Mysticismus bestürmten zu gleicher Zeit die Seele des frommen, aber geizigen Kaufmanns, so daß er zu keinem festen Entschluß kommen konnte.

„Das Alles," sagte er seufzend, „mag ganz gut und richtig sein, verhilft mir aber nicht zu meinem Gelde. Ich bin ein ruinirter Mann, wenn die Geschichte mit dem Schatz erlogen ist."

Auch mein Vater sprach sich in einer ähnlichen Weise aus, worauf Herr von Bischofswerder sowohl ihm, wie der ganzen Versammlung den Vorschlag that, zwei Abgeordnete nach Leipzig Schröpfer nachzuschicken, um von ihm Rechenschaft über sein Benehmen zu verlangen und nähere Erkundigungen einzuziehn. Damit waren auch Alle zugleich einverstanden und mein Vater mit Bischofswerder wurden zu diesem Amte auserwählt.

Schon am nächsten Morgen verließen wir aus diesem Grunde zu meinem Leidwesen das schöne Dresden, um uns nach Leipzig zu begeben. Wir kamen gerade zur Meßzeit an, wo die Stadt uns einen höchst interessanten Anblick bot.

In der damaligen Zeit war Leipzig während der Messe nicht nur der Mittelpunkt des deutschen Handels, sondern auch ein Sammelplatz des vornehmen Adels, der hier seinem Vergnügen nachging. Alle Gasthäuser und selbst die Privatwohnungen waren mit Fremden besetzt, so daß es schwer fiel, ein passendes Quartier

zu finden. In den Straßen war ein unbeschreibliches Gewirre; Fremde aus allen Weltgegenden drängten und stießen sich in geschäftiger Eile. Hier schritt der ernste Türke in seiner bunten Tracht würdevoll und gravitätisch einher, ein Gegenstand meiner größten Bewunderung mit seinem golddurchwirkten Turban, dem langen dunklen Bart, den feurigen Augen und dem wallenden Talar; dort gestikulirte der polnische Jude in unablässiger Beweglichkeit, unter der hohen Pelzmütze, oder der schwarzen Kappe quollen die wie Pfropfenzieher gedrehten Locken hervor, das verschmitzte Gesicht beschattend. Ganze Schwärme der Zudringlichen überfielen die Vorübergehenden, boten und priesen ihnen ihre Waaren an, gewaltsam die Weiterstrebenden an den Kleidern festhaltend. Dresdener Hofleute und Gutsbesitzer aus der Nähe machten sich durch ihre stolze, vornehme Haltung bemerkbar; mit vorgestreckten Ellenbogen, als scheuten sie die Berührung des gemeinen Volkes, suchten sie selbst in diesem Menschenstrome ihre isolirte Stellung zu behaupten. — Demüthig zogen die Bürger vor ihnen den Hut aus angeborener Höflichkeit, oder weil sie bei der Verschwendung des Adels ihre Rechnung fanden. In der vergoldeten Carosse wiegte sich die stolze Dame im weiten Reifrock mit der himmelhohen Frisur, verächtlich auf die Menge niederblickend, hier und da

einen Bekannten mit einem gnädigen Kopfnicken oder einer Bewegung ihres Fächers grüßend. Dazwischen trieben sich riesige Packträger und Rollknechte umher, mit Kaufmannsgütern und Lasten beladen, überall anstoßend und Streit erregend. Käufer und Verkäufer, Küchenfrauen, Straßenjungen machten einen wahrhaft betäubenden Lärm, Marktdiebe und Spitzbuben benutzten die allgemeine Verwirrung der Messe, um ihren langfingerigen Geschäften ebenfalls nachzugehn. Abenteurer aus allen Ländern der Erde gaben sich in Leipzig ein Rendezvous und verfolgten mit bald größerem, bald geringerem Glücke ihre eigennützigen Zwecke.

Wir hatten Mühe und Noth, uns in den vollgepfropften Straßen und winkeligen Gassen fortzubringen; mehr als einmal stand ich im Begriffe, meinen Vater zu verlieren, da meine Aufmerksamkeit durch stets neue und überraschende Erscheinungen fortwährend von ihm abgelockt und in Anspruch genommen wurde. Bald blieb ich vor einer Bude mit wilden Thieren stehen, die sich durch einige gemalte Ungeheuer ankündigte, bald reizte mich ein Seiltänzer in rosenfarbenen Tricots, mit wallender Federkrone und bunter Schärpe; hier lockte mich ein Taschenspieler, dort der lustige Bajazzo auf dem kleinen Pferde, der durch seine für mich ganz neuen Späße den hohen Adel und das verehrte Publikum in den Circus lud. Es gab

so viel zu sehen und zu hören, daß ich mir hundert Augen und hundert Ohren wünschte. Das schöne Dresden erschien mir neben dem lebendigen Leipzig während der Messe trotz aller Pracht wie eine todte Wüste.

Während ich so meine Schaulust befriedigte, hatten mein Vater und sein Begleiter nichts Dringenderes zu thun, als die Wohnung des hier eigentlich ansässigen Schröpfers auszukundschaften, um sich ihres Auftrages zu entledigen. Ihr Besuch schien ihn weder zu befremden, noch in Verlegenheit zu setzen; mit gewohnter Sicherheit und Keckheit trat er ihnen entgegen, indem er sie freundlich willkommen hieß.

„Ich war bereits," sagte er mit ruhiger Würde, „von Ihrer Ankunft in Kenntniß gesetzt und habe Sie schon längst erwartet."

„Dann werden Sie auch," entgegnete Herr von Bischofswerder, „darauf gefaßt sein, wenn wir im Namen unserer Freunde und in unserem eigenen Interesse von Ihnen Rechenschaft fordern."

„Wie," rief Schröpfer, „Sie zweifeln an mir?"

„Ich nicht, aber wohl die übrigen Betheiligten, besonders aber der Minister von Wurms und der Seidenhändler du Bosc."

„Und auch Sie, mein Herr?" fragte der Geisterbeschwörer meinen Vater, indem er seine stechenden Blicke auf diesen richtete.

So groß war die Gewalt des wunderbaren Mannes über die Gemüther seiner Umgebung, daß mein Vater ganz roth wurde und kein Wort hervorzubringen im Stande war, während Schröpfer mit triumphirendem Lächeln sich an seiner Verlegenheit zu weiden schien.

„Kleinmüthige!" spottete er halb ironisch, halb pathetisch. „Ihr seid schlimmer wie der ungläubige Thomas, hartnäckiger wie Petrus, der seinen Herrn und Meister dreimal verleugnete, ehe der Hahn gekräht hat. Ich habe Euch die Geheimnisse der Geisterwelt erschlossen, die Pforten der Unterwelt vor Euren Augen sichtbarlich gesprengt und Ihr zweifelt noch immer an meiner Macht. Ich wollte Euch in das innerste Heiligthum führen, Euch reicher machen, als es alle Schätze der Welt vermögen, aber Ihr habt die Euch auferlegte Prüfung nicht bestanden. Ohne Glauben und Vertrauen ist kein Wunder möglich; der Zweifel ist die Sünde dieser Welt."

„Verzeihung," flehte Herr von Bischofswerder. „Hoher Meister! Verdamme nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen. Ich habe nicht geschwankt und nicht gezweifelt."

„Ich weiß es und deshalb will ich um den einen Gerechten auch den übrigen Sündern noch einmal vergeben. Da Euer Herz an dem irdischen Mammon

hängt, so sollt Ihr ihn aus meinen Händen empfangen. Was ich versprochen, werde ich auch halten, obgleich Euch besser gewesen wäre, Ihr hättet statt des Geldes die verborgene Weisheit gewählt, die Ihr verschmäht."

„Strafe uns nicht so hart!" bat von Neuem der eifrige Jünger. „Ich für mein Theil verzichte gern auf jeden Schatz und ziehe Deine Weisheit allen Goldgruben Indiens vor. Laß mich nach wie vor Dein Schüler sein."

Diese Sprache schien auch nach und nach Schröpfer zu besänftigen; er wurde wieder freundlicher und verzieh den Ungläubigen ihren Zweifel. Er versprach nicht nur, ihnen alle Geheimnisse der wahren Rosenkreuzer zu entdecken, sondern bestimmte unaufgefordert einen neuen Termin zur Hebung des versprochenen Schatzes. Mein Vater und Bischofswerder waren ganz entzückt von ihm und berichteten in diesem Sinne auch an ihre Freunde nach Dresden. Der mißtrauische Seidenhändler war jedoch nicht so leicht zu beschwichtigen; er fürchtete einen neuen Betrug und hielt es deshalb für gerathen, mit seinen eigenen Augen zu sehen und Schröpfer zu bewachen. Dieser empfing ihn mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit und wiederholte ihm das bereits früher abgegebene Versprechen, wonach er den letzten Meßtag als die Frist zur Befriedigung seiner Gläubiger bestimmte.

Den vorhergehenden Abend lud er meinen Vater, Herrn von Bischofswerder und noch einige Bekannte zum Abendessen in seine Wohnung ein. Das Mahl war überaus heiter und Schröpfer von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit. Die Unterhaltung drehte sich um verschiedene Mysterien und geheime Künste, die er seinen Jüngern lehren wollte. In der That lieferte Schröpfer seinen Gästen einige überraschende Proben seiner Geschicklichkeit, durch die er von Neuem ihr Vertrauen zu gewinnen wußte. Auf einen Wink von ihm verwandelte sich das auf der Tafel befindliche Wasser in Wein, wuchs und blühte ein Rosenstock unter ihren Augen aus einem leeren Blumentopfe auf. Er bewirkte diese Wunder als gewandter Taschenspieler und es gelang ihm vortrefflich der Gesellschaft von Neuem zu imponiren. Trotzdem konnte ein scharfer Beobachter an ihm eine gewisse Unruhe bemerken; seine Stimmung war einem häufigen Wechsel unterworfen. Zuweilen versank er in ein tiefes, dumpfes Brüten, aus dem er plötzlich jäh emporfuhr, um sich der übermüthigsten Heiterkeit zu überlassen. Seine Scherze verriethen einen geheimen Stachel und den Ausbrüchen seines tollen Humors war eine wehmüthige Bitterkeit beigemischt.

Die Zeit verstrich, Mitternacht war längst vorüber, die Gäste schickten sich zum Aufbruch an, um

ihr Lager aufzusuchen; aber Schröpfer wollte sie durchaus nicht gehn lassen.

„Ihr kommt nicht fort,“ sagte er mit eigenthümlichem Lächeln. „Diese Nacht legen wir uns nicht mehr zu Bette, denn morgen mit dem Frühesten, noch vor Sonnenaufgang, sollen Sie ein ganz neues Schauspiel zu sehn bekommen. Bis jetzt habe ich Ihnen nur Verstorbene gezeigt, die in's Leben zurückgerufen wurden; morgen aber sollen Sie einen Lebenden sehn, den sie für todt halten werden.“ Mit wilder Lustigkeit ergriff er sein Glas und stieß mit Allen nach der Reihe so heftig an, daß es klirrend in Stücke zerbrach.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte der abergläubische Bischofswerder?

„Menschenloos!“ entgegnete Schröpfer mit melancholischem Humor. „Der Lebenswein ist verschüttet, das Gefäß liegt in Scherben. Ich bin zum Sterben müde.“

Er sank in einen Sessel zurück und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Bald schien er tief zu schlafen; auch die Gäste folgten dem Beispiele ihres Wirthes und überließen sich dem Schlummer, indem sie sich auf dem Sopha und auf den rings umherstehenden Stühlen so gut einrichteten, als es eben ging. — Die Morgensonne beleuchtete die überwachten Ge-

sichter der Schläfer und die Reste dieser wunderlichen Orgie, halbgeleerte Flaschen und zerbrochene Gläser. Schröpfer fuhr zuerst empor und weckte die Uebrigen.

„Nun," sagte er, „meine Herren, es ist Zeit, daß wir aufbrechen."

Alle folgten ihm und schlugen den Weg nach dem bekannten Rosenthale bei Leipzig ein, wo er seine Gläubiger befriedigen und den versprochenen Schatz ihnen zeigen wollte. Sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich, seine Augen glänzten von einem unheimlichen Feuer; er schien sich nur noch mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Wilde, traurige Gedanken durchzuckten seine Seele; er fühlte, daß er seine Rolle ausgespielt. Es war ein kühler, unfreundlicher Herbstmorgen, die Gegend in einen schweren, feuchten Nebel gehüllt, aus dem die schon entlaubten Bäume phantastisch wie drohende Gespenster mit ihren dürren Zweigen emportauchten. Kein menschliches Wesen ließ sich sehn, nur zuweilen war es, als huschte eine unheimliche Gestalt an den Wanderern vorüber, ihnen in der Ferne folgend, bald aber wieder an dem grauen Horizont verschwindend.

Auf dem ganzen Wege beobachtete Schröpfer ein tiefes Stillschweigen, welches seine Begleiter nicht zu unterbrechen wagten. Sein Wesen zeigte eine erkünstelte Ruhe; nur zuweilen verrieth sich seine Aufregung

durch ein leises Beben des ganzen Körpers; er schauderte zusammen und hüllte sich noch dichter in den umgeschlagenen Mantel, als wollte er der empfindlichen Kälte wehren. Am Orte ihrer Bestimmung angelangt, wies er seinen Jüngern ihre Plätze an, die er sie nicht zu verlassen bat.

„Rühren Sie sich," sagte er mit feierlicher Stimme, „nicht von der Stelle, bis ich Sie rufen werde, um den Schatz zu heben. Ich gehe jetzt in dieses Gebüsch, wo Sie bald eine wunderbare Erscheinung sehen sollen."

Mein Vater, von dem ich alle diese Einzelheiten erfahren habe, glaubte wieder jenes halb spöttische, halb verächtliche Lächeln um die Lippen des Wundermannes zu bemerken. Er konnte sich einer eigenthümlichen Bangigkeit nicht erwehren, als er ihm noch einmal in das bleiche Gesicht blickte, das, von der fahlen gelblichen Herbstsonne angestrahlt, einer Todtenlarve glich.

„Wenn wir nur nicht wieder mystificirt werden!" flüsterte er leise dem ihm zunächst stehenden Bischofswerder zu.

„Wo denken Sie hin?" entgegnete dieser voll Vertrauen. „Wollen Sie von Neuem durch Ihren gottlosen Zweifel den hohen Meister beleidigen?"

Es folgte eine bange Pause, Alles war still und voll gespannter Erwartung des verkündigten Wunders.

Plötzlich fiel ein lauter Schuß.

„Was war das?“ fragte mein Vater von Neuem, mit schweren Ahnungen erfüllt.

„Ein Jäger,“ bemerkte Herr von Bischofswerder, „oder ein muthwilliger Bube, der nach den Spatzen im Rosenthale schießt.“

Es verging eine Viertelstunde nach der anderen, aber Schröpfer war noch immer nicht zurückgekehrt. Seine Begleiter wurden unruhig, obgleich sie noch immer nicht wagten, die von ihm selbst ihnen angewiesenen Plätze zu verlassen. Sie fürchteten durch ihren Ungehorsam, den Magier zu erzürnen, oder seine geheimnißvollen Operationen zu stören. Der Nebel hatte sich nach und nach in einen feinen, erkältenden Sprühregen verwandelt, wodurch das Warten ihnen noch weit peinlicher wurde; ihre Ungeduld hatte den höchsten Grad erreicht. Sie rathschlagten unter sich, was sie beginnen, ob sie bleiben, oder Schröpfer aufsuchen sollten, wogegen sich der gläubige Herr von Bischofswerder entschieden erklärte.

Während sie zu keinem Entschluß kommen konnten, näherte sich ihnen unbemerkt jener Fremde, dessen Bekanntschaft mein Vater bei unserer Ueberfahrt über die Elbe wieder erneuert hatte. Seine ganze Erscheinung war so plötzlich und überraschend, daß sie fast an ein Wunder zu gränzen schien.

„Ich weiß,“ sagte er mit sonorer Stimme, „wen Sie suchen. Schröpfer wird nicht kommen — er ist todt.“

„Sie lügen,“ rief Herr von Bischofswerder ganz entrüstet.

Statt jeder Antwort begnügte sich der Unbekannte mit einem Zeichen, wodurch er sich als einen der höchsten Oberen des Freimaurerordens ankündigte. Alle anwesenden Brüder verneigten sich ehrfurchtsvoll vor ihrem Haupte.

„Folgen Sie mir!“ sagte er gebieterisch. „Sie können sich sogleich von der Wahrheit überzeugen.“

Er that einige Schritte nach dem Gebüsche, wohin Schröpfer verschwunden war; die Uebrigen schlossen sich ihm zögernd an, von banger Furcht erfüllt. Als sie in das Dickicht kamen, sahen sie ihren Propheten todt auf dem Rasen ausgestreckt, der mit seinem Blute bespritzt war. In der Hand hielt er eine so eben abgeschossene Taschenpistole, der Schuß war ihm mitten durch die Brust gegangen. Bei diesem Anblick wurden seine Begleiter von schaudterndem Entsetzen ergriffen. Herr von Bischofswerder stieß einen lauten Schrei aus, nur der Fremde behauptete anscheinend seine ruhige Fassung. Stumm blickte er der Leiche in das verzerrte Gesicht, während ein eigenthümlich trübes Lächeln um seine Lippen spielte.

„Der Thor!“ murmelte er für sich. „Seine Rolle ist ausgespielt. — Warum hat er uns nicht folgen wollen? Sein Blut komme über ihn.“

Kaltblütig gab er hierauf die nöthigen Befehle zur Wegschaffung der Leiche, indem er der nächsten Behörde die sofortige Anzeige machte. Sein Ansehn und die Papiere, welche er vorzeigte, reichten hin, alle ferneren Weitläufigkeiten und jede Untersuchung gegen die Betheiligten niederzuschlagen. Der Leipziger Stadtrath zeigte gegen den Unbekannten einen hohen Grad von Zuvorkommenheit; in seiner Gegenwart wurde die Schröpfer'sche Wohnung durchsucht und später versiegelt. Man fand darin mancherlei physikalische Instrumente und sonderbare Apparate, welche der Fremde an sich nahm, indem er sich durch bündige Papiere als Besitzer derselben legitimirte. Während der dazu beauftragte Beamte seine Nachforschungen anstellte, wußte der Räthselhafte geschickt einige wichtige Briefe bei Seite zu bringeu, worauf er sich zufrieden entfernte.

In dem Nachlasse des unglücklichen Schröpfer's wurde noch ein Zettel von seiner Hand entdeckt, der über seine That keinen Zweifel ließ. Derselbe lautete: „W (Wurmb) und D (Du Bosc) sind die Urheber meines Unglücks. Bruder! nimm Dich meiner Frau und Kinder an.“

Um Mitternacht wurde die Leiche des Selbstmörders ohne Sang und Klang an der Kirchhofsmauer eingescharrt. Sobald sich die Todtengräber entfernt, näherten sich einige dunkle Schatten dem frisch gemachten Grabe. Es war mein Vater und Bischofswerder in Begleitung des Unbekannten.

„Jetzt wissen Sie," sagte dieser, „wer ich bin und welchen hohen Grad ich im Orden bekleide. Schröpfer war nur ein Werkzeug in meiner Hand; ich habe es zerbrochen, da er selbst den Meister spielen wollte."

„Ehrwürdiger!" entgegnete Bischofswerder, „Du hast die Binde von unseren Augen gerissen, aber noch erblicken wir nicht das wahre Licht."

„Es strahlt im Orient!" rief der Fremde mit feierlicher Stimme, „und wird Euch leuchten, wenn Ihr gehorsam und verschwiegen seid. Wollt Ihr mir folgen?"

„Bis in den Tod!" gelobten Beide mit aufgehobenen Händen schwörend.

„Die Zeit ist nahe, wo ich Euch rufen werde. Wir sehn uns wieder!"

III.

Das Zauberschloß.

Am nächsten Tage reisten wir von Leipzig wieder ab, ohne jedoch den gewünschten Schatz mit uns zu

nehmen. Mein Vater hatte nicht nur sein an Schröpfer geliehenes Geld verloren, sondern durch seine Reisen noch dazu eine bedeutende Summe verausgabt, so daß wir zum großen Herzeleid meiner armen Mutter mit leeren Händen zurückkahmen. Aber kein Vorwurf, nicht die leiseste Spur einer Anklage entströmte ihren sanften Lippen, obgleich sie ihn im Voraus gewarnt hatte. Leider bestärkte ihn diese Schonung nur in seinem unglückseligen Hange; er schloß sich wieder in sein Laboratorium ein, wo er noch den letzten Groschen in Rauch und unfruchtbare Experimente draufgehn ließ, mehr als je überzeugt, daß er doch noch endlich den Stein der Weisen finden würde. Trotz allen Täuschungen war seine Leichtgläubigkeit eher gestiegen als gesunken, wozu seine letzte Begegnung mit jenem räthselhaften Fremden das Meiste beigetragen haben mochte. Alle Vorstellungen und vernünftigen Gründe meiner Mutter und der wenigen Bekannten, mit denen er noch verkehrte, wies er mit Entschiedenheit zurück.

„Warum," sagte er bei einer ähnlichen Gelegenheit, „sollte es nicht möglich sein, Gold zu machen? Wir sehn, wie täglich der menschliche Geist immer tiefer in die geheimnißvolle Werkstätte der Natur dringt und sie bei ihrem Schaffen belauscht. Die Kunst unedle Metalle in edle zu verwandeln, ist keineswegs eine bloße Chimäre. Unbestreitbare Thatsachen sprechen

dafür, daß einzelne auserwählte Männer dieses hohe Ziel wirklich erreicht haben. Steht es nicht geschichtlich fest, daß der berühmte Adept Raymundus Lullius dem König Eduard dem Dritten von England in der Katharinenkirche zu London so viel feines Gold machte, daß er sechs Millionen Rosenobel daraus schlagen ließ, die er für einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen verwenden sollte?*) Hat nicht der fromme und gelehrte Benediktiner Georg Stigläus, als die Johanniter-Ritter auf der Insel Rhodos in Gefahr waren, von den Türken unter Mahomed dem Zweiten angegriffen und aus ihrem Besitzthum vertrieben zu werden, dem Orden nach und nach zu seiner Ausrüstung hunderttausend Pfund geschenkt, die der Mönch auf chemischem Wege gewonnen? Der große Nikolaus Flamel baute eine Anzahl Kirchen und Kapellen von seinen Reichthümern, die er lediglich der Handschrift eines verbrannten Rabbiners zu verdanken hatte, welcher sie wiederum einem alten Braminen geraubt, nachdem er ihn vorher ermordet hatte. Derselbe Flamel wurde durch den Stein der Weisen viele hundert Jahre alt und lebt vielleicht noch heute in Ostindien, wo man ihn vor wenig Jahren noch gesehn haben will. — Alle diese Beispiele, welche ich hier anführe, werden

*) Morhof. Vom Goldmachen, Bairenth 1764.

von den würdigsten Geschichtschreibern erzählt und durch fast unumstößliche Zeugnisse beglaubigt, so daß wir ihre Wahrheit eben so wenig bezweifeln können und dürfen, wie irgend eine andere historische Thatsache."

Trotz dieser sehr gelehrten Auseinandersetzung beharrte meine Mutter bei ihrem Unglauben, indem ihr praktischer, gesunder Menschenverstand sie in allen Adepten, Goldmachern und Wunderthätern nur Schwindler und Betrüger erblicken ließ. Nichtsdestoweniger verfolgte mein Vater seinen eigenen Weg; von Tag zu Tag hoffte er, das große Ziel seiner Arbeiten zu finden und endlich in den Besitz der geträumten Schätze zu gelangen. Zu diesem Zwecke unterhielt er nach wie vor seine verschiedenen Verbindungen mit den Ordensbrüdern, welche sein Streben theilten. Vor allen Dingen aber wartete er auf Nachricht von jenem räthselhaften Fremden, der bei seiner letzten Anwesenheit in Leipzig sowohl ihn, wie Bischofswerder in die höchsten Mysterien einzuweihn versprochen hatte. Wirklich erhielt auch mein Vater nach einigen Monaten eine Einladung von dem Unbekannten, der sich als Eques a cygno triumphante unterschrieb, zu einem Freimaurer-Congreß, wo der Schleier, wie es in der Zuschrift hieß, endlich fallen sollte. Als Ort der Zusammenkunft war ein Gut in der Lausitz bezeichnet, welches einem Herrn von Hund und Alten-Grotkau ge-

hörte. Dieser war als ein eifriges Mitglied des Ordens und als ein Anhänger und Beförderer des sogenannten Clermont'schen Systems bekannt, dessen Stifter, wie sich später immer klarer herausstellte, entschieden jesuitische Zwecke verfolgten.

Ungeachtet der wiederholten Abmahnung meiner Mutter beeilte sich natürlich mein Vater, dieser Einladung sofort zu folgen. Auch diesmal drang ich so lange in ihn, bis er mich mitnahm, obgleich er sich anfänglich entschieden weigerte. Endlich gab er meinen wiederholten Bitten nach; ich war um so dringender, da ich im Geheimen die stille Hoffnung nährte, die reizende Serena wiederzusehn, deren wundersame Erscheinung einen so tiefen Eindruck auf mein junges Herz gemacht hatte und noch immer nicht vergessen war. Wegen unserer beschränkten Verhältnisse und weil die Entferuung nicht so groß war, legten wir den größten Theil unseres Weges zu Fuß zurück. Ich fand diese Art zu reisen noch weit angenehmer und unterhaltender, als die langsame Postkutsche. Statt der staubigen Landstraße schlugen wir häufig Nebenpfade ein, welche uns über saftige Wiesen, an einem kühlen Bach, oder durch grüne, schattige Wälder führten. Es war gerade in den ersten, schönen Frühlingstagen, wo die frische Natur sich dem Menschen wie eine Geliebte an's Herz legt. Alles duftete und blühte. Die Vögel sangen

und zwitscherten, daß es eine Lust war, die linden Lüfte spielten mit dem flüsternden Laub und den wallenden Saaten; der blaue Himmel war so rein und klar, als lächelte er über die Freude seiner Kinder.

Die Bewegung im Freien und der Anblick der Natur übten auch auf meinen Vater eine ganz besonders wohlthätige Wirkung aus. Er schien mir wie umgewandelt und sein Wesen wie ausgetauscht. Den ganzen Winter hatte er in seinem Laboratorium vor dem chemischen Ofen und bei seinen Büchern mürrisch und verdrossen gesessen, davon war sein Blut zu dick geworden, seine Stimmung über alle Begriffe reizbar. Jetzt war es, als ob eine Binde ihm von den Augen gefallen wäre, sein Blick war klar und heiter, sein Gang leicht und fröhlich. Sonst stumm und einsilbig, gleichgiltig gegen die Seinigen, war er mit einem Male gesprächig und mittheilsam geworden, so daß ich ihn gar nicht wiedererkannte. Zu dieser besseren Stimmung trug gewiß sehr viel die Hoffnung bei, endlich den gewünschten und sehnlichst erwarteten Aufschluß über die Mysterien zu erhalten, indem er diesmal eine neue Täuschung nicht für möglich hielt.

In solcher Erwartung überließ er sich wieder einmal nach langer Zeit seiner ursprünglich heitern und offenen Natur. Er sprach, was sonst nie geschah, mit mir von seiner Vergangenheit und seiner Familie, die

er seit Jahr und Tag nicht erwähnt hatte. Mit einem gewissen Wohlgefallen verweilte er bei den Erinnerungen aus seinen Jugendtagen und er äußerte zu meinem größten Erstaunen wiederholt den Wunsch, noch einmal das Schloß seiner Väter zu sehn und seine noch lebenden Geschwister, mit denen er gänzlich zerfallen war, zu umarmen. Wer ihn so ruhig und besonnen über alle Verhältnisse sprechen und mir gute Lehren ertheilen hörte, hätte in ihm gewiß nicht den fanatischen Schwärmer und Alchymisten gesucht. Es ging ihm wie oft den bedeutendsten Männern, welche in allen Dingen verständig sind bis auf einen einzigen Punkt, der nicht berührt werden darf. Mehr oder minder hat wohl jeder Mensch eine derartige fixe Idee, die unter geeigneten Verhältnissen sich bis zum ausgebildeten Wahnsinn steigern kann. Aber nicht nur jedes Individuum, sondern jedes Jahrhundert hat seine eigenen geistigen Verirrungen und Störungen aufzuweisen.

Die kurze Reise trug wesentlich dazu bei, mich meinem Vater weit mehr als sonst zu nähern. Er war überaus zärtlich gegen mich und voll Aufmerksamkeit. So oft er bemerkte, daß ich müde wurde, lud er mich zum Ausruhen ein. Wir lagerten dann unter einem schattigen Baume am Wege und die Zeit verfloß mir wunderbar schnell bei seinen lehrreichen und unterhaltenden Gesprächen, die vollkommen meiner

kindlichen Fassungskraft angepaßt waren. Erst auf der letzten Station vor unserem Bestimmungsort bestiegen wir wieder einen Wagen, den mein Vater gemiethet hatte, um seinem Stande gemäß und nicht wie ein reisender Handwerksgeselle auf dem Gute des Herrn von Hund zu erscheinen.

Wir fanden daselbst die gastlichste Aufnahme, und eine große Gesellschaft von Freimaurern und Rosenkreuzern aus allen Weltgegenden bereits versammelt. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildete aber nicht der reiche, durch sein wunderliches Leben bekannte Gutsherr, sondern jener räthselhafte Fremde, der sich Graf Gugumos nannte und ein Nachkomme der griechischen Kaiser sein wollte. Ihm wurde von Allen eine Art knechtischer Verehrung erwiesen, indem man ihn für einen der höchsten Oberen des Ordens hielt, eingeweiht in die verborgensten Mysterien desselben. — Auf dem prachtvollen Schlosse selbst war den ganzen Tag ein geheimnißvolles Treiben. Ein ganzer Flügel desselben, der nach Osten lag und an den weitläufigen Park stieß, wurde zu der abzuhaltenden Loge eingerichtet. Vor den verschlossenen Thüren hielten fortwährend gewaffnete Diener Wacht, um jedem Neugierigen den Eintritt zu wehren. Doppelte Läden waren von Außen und Innen angebracht, so daß kein Sonnenstrahl einzudringen vermochte. Unabläßig erschallte das Pochen

der Hämmer und Aexte, welche an der Herrichtung der Loge arbeiteten. Ab und zu wurden allerlei sonderbare Geräthschaften und mysteriöse Abzeichen vorbeigetragen, meist verhüllt, wodurch die Neugier nur noch mehr gereizt wurde. Alles athmete hier den Geist des Wunderbaren und Räthselhaften. Das ganze Schloß hatte ein geheimnißvolles, unerklärliches Aussehn; in jeder Ritze und Ecke schien eine dunkle Ueberraschung, irgend eine seltsame Erscheinung zu lauern. Bei jedem Schritt stieß man auf eine symbolische Andeutung, eine tiefsinnige Inschrift. In den Nischen standen fremde Götterbilder, neben der ägyptischen Isis mit dem Lotus und dem Sistrum geschmückt, grinsten die mehrköpfigen Ungeheuer Indiens, die phantastischen Zerrbilder einer glühenden, ausschweifenden Phantasie. Dazwischen hingen katholische Heiligen, unter denen besonders der heilige Johannes die Hauptrolle spielte.

Sein ganzer Lebenslauf war in einer Reihe von Bildern dargestellt, von seinem ersten Auftreten in der Wüste bis zu seinem grausamen Tode. Mit einer Mischung von Bewunderung und kindischer Angst blickte ich auf das blutige Haupt des von dem Freimaurerorden besonders verehrten Vorläufers des Erlösers. Aber noch weit mehr interessirte mich die reizende Gestalt der jüdischen Königstochter, welche

auf einer goldenen Schüssel den abgeschlagenen Kopf des Heiligen trug. Der mir unbekannte Künstler hatte sie mit der ganzen Fülle verführerischer Schönheit ausgestattet. Um das feine, bleiche Gesicht wogten die dunklen Locken, vom bachantischen Tanze aufgelöst, ein unaussprechliches, verführerisches Lächeln schwebte um die zum Kusse geschwellten Lippen, während in den dunklen Augen eine diabolische Freude blitzte. Unwillkürlich empfand ich ein geheimes Grauen vor der dämonischen Tochter des Herodes, und dennoch fühlte ich mich wunderbar zu dem Bilde hingezogen, das, wie ich später erfuhr, ein Portrait nach dem Leben war und in der Wirklichkeit existirte.

Auch die verschiedenen Gäste auf dem Schlosse waren wohl geeignet, die lebhafte Phantasie des Knaben anzuregen. Eine der sonderbarsten Figuren aber trat uns in dem Besitzer des Schlosses, dem Herrn von Hund, entgegen. Er stammte aus einem vornehmen, adligen Hause in Schlesien, das sich später in der Lausitz angekauft. Um den einzigen Sprößling des mit Aussterben drohenden Geschlechtes zu erhalten, wurden alle möglichen Mittel angewendet. So hielten ihm seine Eltern bis in das neunte Jahr eine Amme und selbst später noch ließ ihm seine Mutter, wenn sich eine gesunde Person im Dorfe fand, die Brust auf den Rath der Aerzte reichen. —

Frühzeitig nahm sein Geist eine eigenthümliche Richtung nach dem Wunderbaren, wozu eine unglückliche Liebe zu der Tochter seines Vormunds viel beigetragen haben soll. Seit dem frühen Tode dieser Geliebten überließ er sich ganz und gar seinem Hange zur Mystik und Schwärmerei, indem er mit dem Geiste der Verstorbenen in fortwährendem Verkehr zu sein behauptete. Eine derartige Natur mußte nur zu leicht in die Hände der damals auftauchenden Abenteurer fallen und eine Beute schlauer Betrüger werden. In Paris, wo er sich nach der Sitte des damaligen deutschen Adels einige Zeit zu seiner Ausbildung aufhielt, wurde er für den Katholicismus gewonnen, doch hielt er seinen Uebertritt viele Jahre vor aller Welt geheim, so daß er nach wie vor für einen guten Protestanten galt. Bald gerieth er in die Hände der Jesuiten, die ihn, ohne daß er es selbst ahnte, für ihre Zwecke benutzten. Durch sie kam er in eine Loge, welche dem neuen, sogenannten Clermont'schen Systeme angehörte. Dieses System, das seinen Namen von dem Palais Clermont in Paris erhielt, wo die vertriebenen Stuarts wohnten, war von Hause aus lediglich für jakobitische und jesuitische Zwecke gegründet worden und beabsichtigte nichts Geringeres, als die Zurückführung der Stuarts auf den englischen Königsthron, den Sturz der hannöverischen Dynastie

und somit den Sieg des Katholicismus über die protestantische Religion. Herr von Hund wurde dem Prätendenten vorgestellt und in Mastricht zum Heermeister der Provinz Niederdeutschland ernannt, da sich die weitaussehenden Pläne der Jesuiten nicht nur auf England, sondern auf den ganzen protestantischen Norden erstreckten, den sie nach und nach der römischen Kirche wiederzuerobern hofften. Ihr Zögling gewann mehrere einflußreiche Mitglieder des Freimaurerordens, darunter auch den Provinzialgroßmeister von Obersachsen, Wilhelm von Marschall, für das sogenannte Clermont'sche System und bildete einen neuen Logenbund, der den Namen der „stricten Observanz“ nicht deshalb erhielt, weil er die echten Ordensregeln besonders streng beobachtete, sondern weil seine Mitglieder unbedingten Gehorsam den unbekannten Oberen, das heißt, den Jesuiten geloben mußten. Unter dem Namen eques ab ense, oder Schwertritter, übte Hund einen großen Einfluß auf die deutschen Ordensbrüder aus, obgleich er selbst nur wieder ein Werkzeug in den Händen seiner Oberen war und ihren geheimen Zwecken unwissentlich diente.

Seine ganze äußere Erscheinung verkündigte schon von Weitem den phantastischen Schwärmer. Klein und schmächtig suchte er sich durch eine große Lockenperrücke und Schuhen mit hohen Absätzen eine impo-

nirende Würde zu geben, der aber seine fortwährende Beweglichkeit widersprach. Alle seine Glieder, und besonders die überaus zierlichen Hände und Füße, welche einem Kinde anzugehören schienen, zuckten in unstäter Hast; er konnte nicht einen Augenblick ruhig auf einer Stelle ausharren. Sein Blick war meist träumerisch nach Innen gerichtet; wie geistesabwesend sprach er oft laut mit sich oder jenen unsichtbaren Erscheinungen, die ihn fortwährend nach seiner Behauptung umschwebten. Trotz dieser krankhaften Reizbarkeit fehlte es ihm keineswegs an praktischem Verstande und Lebensklugheit, so daß die kursächsische Regierung keinen Anstand nahm, ihn oft in schwierigen und verwickelten Geschäften zu gebrauchen, deren er sich stets mit Umsicht und Geschick entledigte. Vorzugsweise aber widmete er seine ganze Zeit und sein sehr bedeutendes Vermögen seiner Leidenschaft für geheime Orden und Logenwesen.

Sein Schloß war im eigentlichen Sinne der Mittelpunkt und Sammelplatz der wahren und falschen Brüder und wimmelte zu allen Zeiten von Adepten, Abenteurern und Freimaurern, welche stets bei ihm eine gastliche Aufnahme und reichliche Unterstützung fanden. Auch jetzt war es von Gästen überfüllt, zu denen mein Vater, Herr von Bischofswerder und der fremde Graf gehörten, der die eigentliche Veranlassung

dieser großen Zusammenkunft war. Mit jeder Stunde trafen Schaaren neuer Mitglieder des Ordens ein, unter denen ich nur noch zwei Geistliche, Namens Wöllner und Stark, erwähnen will, deren Bekanntschaft mein Vater bei dieser Gelegenheit machte. Beide galten für besonders erleuchtete Männer und wahre Stützen des Ordens; sie waren berufen, nicht nur in meinem Leben, sondern auch in der Geschichte ihrer Zeit eine wichtige Rolle zu spielen, weshalb ich hier eine kurze Schilderung ihrer Persönlichkeit geben will.

Johann Christoph Wöllner war der Sohn eines evangelischen Geistlichen zu Döberitz, unweit Spandau, und selbst Prediger zu Großbehnitz, unweit Berlin, gewesen. In dieser Stellung war es ihm gelungen, die Tochter seines Kirchenpatrons, des Generals von Itzenplitz, bei dessen Sohn er einige Zeit die Stelle eines Hauslehrers bekleidet hatte, zu entführen, so daß die Familie sich gezwungen sah, ihre Einwilligung zu dieser Verbindung zu geben. Der ganze Handel war um so anstößiger, da man allgemein in Berlin behauptete, daß Wöllner zuerst die Mutter geliebt und dann die Tochter geheirathet habe. Durch seine Frau gelangte er in den Besitz ansehnlicher Güter, deren Bewirthschaftung er sich widmete, nachdem er seinen früheren Stand aufgegeben. Nebenbei war auch er

von der Leidenschaft seiner Zeit tief ergriffen, indem ihn eine unwiderstehliche Neigung zu allen geheimen Wissenschaften hinzog, so daß er bald ein überaus thätiges Mitglied des Ordens der Rosenkreuzer wurde und mit verschiedenen Geisterbeschwörern verkehrte. Unter dem Namen Chrysophyron hatte er sich bereits bei den Brüdern bekannt gemacht und eine einflußreiche Stellung gewonnen, die er mit großer Schlauheit für seine egoistischen Zwecke auszubeuten wußte. Nach und nach hatte er nach allen Seiten hin bedeutende Verbindungen mit hochstehenden Männern angeknüpft, die seine spätere Anstellung am preußischen Hofe herbeiführten. Wöllner verband mit einer scheinbaren Bescheidenheit und Demuth einen unersättlichen Ehrgeiz, der vor keinem Mittel zurückscheute, wenn es ihn nur zum Zwecke führte. Die niedere Stirn verrieth einen beschränkten Geist, dem jedoch die Natur zum Ersatz jene pfiffige Schlauheit beigegeben hatte, welche häufig die Bornirtheit zu begleiten pflegt. Der niedergeschlagene Blick seiner kleinen, funkelnden Augen und ein süßliches, salbungsreiches Wesen erinnerten noch immer an den früheren Pastor, obgleich er durch einen weltmännischen Anstrich, den er sich zu geben uchte, gern seinen ehemaligen Stand vergessen machte. Instinktmäßig hatten sich die verwandten Seelen bald gefunden; Wöllner und Bischofswerder wurden schnell

intime Freunde und schlossen hier den Bund, der einst einen so großen Einfluß auf die späteren Geschicke Preußens üben sollte.

Eine nicht minder interessante Erscheinung war der Pastor Johann August Stark, welcher ebenfalls aus einer evangelischen Predigerfamilie zu Schwerin in Mecklenburg stammte. — Er hatte eine weit gründlichere Bildung als Wöllner genossen, mit dem er jedoch dessen Vorliebe für geheime Gesellschaften theilte. Schon als ganz junger Mann war er in Petersburg, wo er die Stelle eines Lehrers bekleidete, in den Freimaurerorden getreten. Seine Reiselust führte ihn nach England und später nach Paris, wo er einige Zeit die Stelle eines Interpreten der morgenländischen Handschriften, mit einem Gehalt von tausend Livres, an der Königlichen Bibliothek bekleidete. Dieser Umstand, sowie der häufige Umgang mit der französischen Geistlichkeit und besonders den verrufenen Jesuiten, brachten ihn den Verdacht, daß er im Geheimen katholisch geworden sei. Sein besorgter Vater drang deshalb auf seine Rückkehr, worauf er zunächst Conrector in Wismar, später Professor der Theologie und Hofprediger in Königsberg wurde. In dieser Stellung zeichnete er sich durch eine streng orthodoxe Richtung aus, ohne jedoch die immer stärker gegen ihn auftauchenden Beschuldigungen des Krypto-

katholicismus zu widerlegen. Stark war kein gewöhnlicher Geist, aber auch ihn leitete hauptsächlich ein hoher Grad von Ehrgeiz. Seinem Scharfblicke war der sich vorbereitende Umschwung der Gemüther nicht entgangen. Der flache, damals allgemein verbreitete Rationalismus konnte ihn unmöglich befriedigen; er verachtete die sich breit machende, seichte Aufklärung seiner Umgebung. Aber in dies Streben und die Sehnsucht nach einer tieferen Auffassung der Religion mischten sich die unreinen Elemente eines sich überhebenden Stolzes, der Wunsch nach Auszeichnung und eine alle Grenzen überschreitende Eitelkeit. Diese Schwächen führten den talentvollen Mann in den Schooß des Katholicismus und machten ihn zu einem vollendeten Heuchler, indem er nach wie vor das Amt eines evangelischen Geistlichen und Hofpredigers bekleidete, nachdem er längst seinen Glauben abgeschworen und sich im Geheimen zur römischen Kirche bekannt hatte.

Mit ihm war von Königsberg sein Schüler, ein angehender Theologe Namens Mayr, erschienen, der trotz seiner Jugend schon eine bedeutende Rolle in der Logenwelt spielte und durch sein excentrisches Wesen, das beinahe an Wahnsinn gränzte, das größte Aufsehen erregte. Er war ein kleiner, krummer Mann, schielend, glatzköpfig, scheu, schleichend, unheimlich

umherschreitend und langsam um sich spürend. Auf schwachen Kinderbeinchen ruhte der breite Rumpf und ein unverhältnißmäßig ausgedehnter Schädel, die Stirn hochgewölbt, vielfach von feinem blauen Geäder durchzogen. Sein Staatsanzug beim Besuch der Freimaurerloge war höchst sonderbar, Schuhe mit großen blitzenden Schnallen, schwarzseidene Strümpfe, schwarzatlasne Beinkleider und Weste, zu denen ein orangenfarbiger Leibrock kam, mit großen Knöpfen von schwarzem Tuch besetzt. Man erzählt sich von ihm die abenteuerlichsten Geschichten und Anekdoten: so soll er einmal in großer Gesellschaft erschienen sein, angethan mit einem langen, weißen Laken, an dem er oben rund herum kleine schwarze Katzenschwänze angeheftet hatte, ähnlich einem Herzogsmantel von Hermelin. Wegen seines sonderbaren Aufzuges befragt, versicherte er ganz ernsthaft, daß dies das Costüm sei, in welchem er eben bei Gott erscheinen und das er dort stets tragen werde. Er selbst war das seltsamste Gemisch von Vernunft und Wahnsinn, Herzensgüte und Bosheit, Gedankentiefe und Gemeinheit. Ein Gesicht der Apokalypse verwirklichen wollend, verschlang er wörtlich den größten Theil eines Bibelexemplars, trug aber statt der gehofften Erleuchtung nur ein hitziges Fieber mit gefährlichen Hirnsymptomen davon. Später fiel er durch das Nachsinnen über das Geheimniß der

Dreieinigkeit in wirkliche Geistesverrückung, schoß mit geladenen Pistolen von der Kanzel und verwundete auch einen bei seiner Predigt eingeschlafenen Mann mit den Worten: „Dich will ich wecken!“ — Endlich artete seine Geistesstörung in völlige Raserei aus, so daß er an Ketten gelegt werden mußte; nichtsdestoweniger wurde er nach einigen Monaten wieder hergestellt. In den lichten Momenten seines Lebens war er einer der geistreichsten Menschen, sprudelnd von originellen Einfällen, wie schon sein vertrauter Umgang mit Männern, wie Hamann, Kant, Hippel und Zacharias Werner beweist, mit dem er eine gewisse geistige Verwandtschaft hatte. — Zu seinen vielen Wunderlichkeiten gehörte auch noch seine ganz materielle Auffassung des Christenthums; so wollte Mayr beim Abendmahle wirkliches Fleisch und Blut hervorbringen; er vermischte alle Kulten, an Einem Tage hörte er oft die katholische Messe, vor dem Altare auf den Knieen liegend, predigte dann in der protestantischen Kirche und theilte die Communion aus, worauf er mit einem Besuch der Mennoniten, der Herrnhutergemeinde oder der jüdischen Synagoge und der Freimaurerloge den Abend beschloß. Auch er war ein eifriger Rosenkreuzer, der den Stein der Weisen suchte und mit Geisterbeschwörungen sich beschäftigte, wobei er bald die Stelle des Betrogenen,

bald die des Betrügers abwechselnd übernahm. Aus solchen, mehr oder minder phantastischen Charakteren und Originalen, deren Galerie ich noch mit einigen Portraits vermehren könnte, die ich mir jedoch für den ferneren Verlauf meiner Geschichte aufsparen will, war die Gesellschaft auf dem Schlosse des Herrn von Hund zusammengesetzt. Sie alle und darunter auch mein Vater sahen mit der größten Spannung der Eröffnung der hohen Loge entgegen, welche unter dem Vorsitz des geheimnißvollen Obern stattfinden sollte.

Ich selbst fand mich trotz meiner Jugend ohne mein Zuthun in den magischen Kreis hineingezogen. Unwillkürlich theilte sich auch mir die allgemeine aufgeregte Stimmung mit. Dies geheimnißvolle Kommen und Gehen, die verschlossenen Thüren, die überall ausgestellten Wächter, um die profanen Blicke abzuhalten, die grinsenden Götterbilder und frazzenhaften Statuen waren nur zu sehr geeignet, meine ohnehin leicht bewegliche Phantasie zu entzünden. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl irrte ich durch die dunklen Gänge und Corridore des Schlosses, zu gleicher Zeit von Furcht und Neugierde verzehrt. Leise, [illegible]en Zehen schleichend, stahl ich mich an den Ung[illegible]ern Indiens vorüber, die mich so seltsam mit ihren gläsernen Augen anstarrten, daß ich jeden Augenblick erwartete, sie würden von ihren Postamenten hinunter-

springen und mich mit ihren unzähligen Armen ergreifen und festhalten. Trotzdem mein kleines Herz vor Angst laut pochte und mich ein kalter Schauer überrieselte, konnte ich mich dennoch nicht enthalten, an jeder Thür zu lauschen und durch das Schlüsselloch oder eine zufällige Ritze einen Blick zu erhaschen. Plötzlich glaubte ich wieder jene kalte Hand in meinem Nacken zu spüren und lief wie von Gespenstern gejagt, bis mir der Athem fehlte.

In wilder Hast stürzte ich, um dem unheimlichen Schrecken zu entgehen, durch das geöffnete Thor in's Freie, wo mich der große Park mit seinen alten Bäumen aufnahm. Der herrliche Garten war ganz und gar im altfranzösischen Geschmacke angelegt. Die Scheere des Gärtners hatte Laub und Büsche in allerlei abenteuerliche Gestalten und phantastische Figuren umgewandelt, welche in dem Sinne des Besitzers wiederum eine symbolische Bedeutung erhielten. Hier war ein dunkler Taxus zu einem riesigen Herzen zugeschnitten, dort glich eine Linde einem schlafenden Löwen, während die schlanke Cypresse sich dazu hergeben mußte, irgend ein anderes Emblem des Maurerordens darzustellen. Am Ende einer finsteren Allee war ein vollständiges Grabmal errichtet, in Form eines Sarges von schwarzem Marmor, in dem ein wirkliches Skelett, umgeben von den Bildern des

Todes und der Verwesung, lag. Auch diese sonderbare Gartenverzierung hatte ihre eigene freimaurerische Bedeutung und sollte sich wohl auf den Tod des fabelhaften Baumeisters Adonhiram beziehen, der den Tempel Salomon's errichtet und dabei von seinen Gesellen erschlagen wurde, zugleich aber auch an die Ermordung des Großmeisters der Tempelherren, Jakob de Molay, unter Philipp August dem Schönen von Frankreich, erinnern; Beide von Seiten des Ordens hochgeehrte Märtyrer. Außerdem fehlte es nicht an vielen ähnlichen geheimen Anspielungen, an mystischen Statuen und symbolischen Wasserkünsten, denen fast immer irgend eine tiefere, verborgene Tendenz zu Grunde lag. Der ganze Park selbst war nach diesem Plane angelegt und sollte die Idee des Freimaurerordens nach allen Seiten hin sinnbildlich darstellen. Wie dieser aus nächtigem Dunkel durch allerlei Prüfungen zum Lichte fortschreitet, so gelangte auch der Wanderer allmälig durch finstere Laubgänge und Alleen von Grabescypressen an Todtenurnen und Mausoleen vorüber zu einer lachenden Aussicht und den reizendsten Partieen. Ein künstlicher Bach schlängelte sich wie ein Silberband durch saftig grüne Wiesen, deren frischer Rasen von schattigen Bosquetts und duftenden Blumenbeeten unterbrochen wurde. — Ein sorgfältig gepflegter Weg führte durch dies künst-

liche Paradies allmälig zu einem Hügel, dessen Spitze von einem Tempel gekrönt war.

Als ich die Schneckenwindung zu der Höhe hinanstieg, glaubte ich auf einer Bank eine weißgekleidete weibliche Gestalt zu erblicken. Ich beschleunigte meine Schritte, weil ich in ihr Serena zu finden hoffte, die ich trotz aller Nachforschungen im Schlosse noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, obwohl ich von ihrer Anwesenheit unterrichtet war. Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht; je näher ich kam, desto deutlicher erkannte ich die Züge des holden Kindes. Sie saß in Gedanken versunken, das bleiche Haupt auf den Arm gestützt; ein weißes Gewand verhüllte die schlanken Glieder; so glich sie einem Engel, der an den Pforten des Tempels Wache hielt. Seitdem ich sie zum letzten Male gesehn, war sie entschieden größer und schöner geworden; ihre ätherischen Züge erschienen noch verklärter, reiner, fast durchsichtig. Ihr ganzes Wesen umschwebte ein heiliger Ernst, eine schmerzliche Wehmuth, die Weihe eines unverschuldeten Unglücks. — Tiefe Leiden hatten den Geist und Körper der seltsamen Erscheinung früh gezeitigt, wie die vom Wurm durchwühlte Frucht am ehesten reift. Das war kein Kind und doch auch keine Jungfrau, sondern ein sich selbst und Anderen unverständliches und unverstandenes Räthsel, eine in ihrer Schönheit und

Seltsamkeit überraschende Blüthe einer fremden, überirdischen Natur.

Ich weiß nicht, ob sie mich bemerkt und erkannt hatte, aber sie streckte mir mit einem unbeschreiblichen Lächeln die kleine, zarte Hand entgegen.

„Da bist Du ja,“ sagte sie im flüsternden Tone, der in ihrem Munde wie Gesang erklang. „Ich wußte, daß Du noch einmal kommen würdest, um mich zu sehn.“

„Willst Du denn,“ fragte ich sie ängstlich, „schon wieder fort?“

„Ich muß wohl gehn,“ entgegnete sie schmerzlich, „denn ich darf nicht bleiben, nicht hier, nicht anderswo. Unser Leben ist ein fortwährendes Wandern. — Ach! ich wollte, ich wäre eine Blume, die sich nicht von der Stelle rührt, die hat doch eine Heimath, einen festen Boden, wo sie Wurzeln schlägt.“

„Und ich wollte,“ rief ich kindisch, „daß ich ein Vogel wäre, der in den blauen Lüften schwebt. Wenn ich nur Flügel hätte, so würde ich fliegen, so weit und so lang, bis ich nicht mehr könnte.“

„Auch der Vogel hat sein Nest,“ erwiderte sie nachdenklich; „ich hab' ein solches Nest gesehn, darin sitzen die kleinen Jungen mit ihrer Mutter. Das ist gar zu schön, wie sie die allerliebsten Schnäbelchen aufthun und sich füttern lassen. Du mußt mir etwas versprechen!“

„Das will ich thun.“

„So schwöre mir,“ sagte sie feierlich, „nie ein Nest auszuheben, wie es die anderen Buben machen. Ach! Du weißt es nicht, wie weh' es den armen Kleinen thut, wenn sie getrennt von ihren Eltern, fern von den Ihrigen, in fremden Händen verkommen und zu Grunde gehn. Also, gieb mir Deine Hand darauf, ihnen kein solches Leid zuzufügen.“

Ich hätte dem lieblichen Wesen noch ganz andere Dinge versprochen, wenn sie mich so wunderbar ergreifend mit ihren großen bittenden Augen anschaute. Gern leistete ich daher den von ihr verlangten Schwur und reichte ihr zur Bekräftigung auch meine Hand. So saßen wir einige Zeit, stumm einander anblickend, und doch war unser Schweigen beredter als alle Worte der Welt. Wenn auch nicht mit klarem Bewußtsein, fühlte ich es damals nur um so tiefer, daß es eine Sprache giebt, die der Laute nicht bedarf, daß unsere Empfindungen um so reiner, schöner und beseligender sind, je weniger wir sie auszudrücken vermögen, als würden sie durch den bloßen Hauch der irdischen Luft entweiht.

Ich habe in meinem späteren Leben manche Stunde des höchsten Glückes genossen, aber niemals wieder diese unnennbare Seligkeit. Es war wie ein Abglanz der himmlischen Freuden, eine Erinnerung an die

goldene Zeit, von der die Menschheit träumt, ein Rückblick in das verlorene Paradies, das sich für immer hinter uns geschlossen und sich nur noch zuweilen den unschuldigen Kinderaugen auf einen kurzen Moment wieder aufthut, wie dies mit uns jetzt geschah, um den Menschen an seinen göttlichen Ursprung zu erinnern und seinem Herzen die Sehnsucht nach dem Ewigen einzupflanzen.

Solch' ein Augenblick war es, den ich jetzt an Serena's Seite verlebte, ohne daß ich mir damals meines Entzückens so bewußt war, wie in dieser Stunde, wo ich als gereifter Mann die Erinnerungen meines Lebens niederschreibe. — Noch heute steht das ganze Bild lebendig vor meinen Augen. Serena hatte ihr blondes Haupt an meine Brust gelehnt, als suchte sie eine Stütze für den zarten, gebrechlichen Körper, der unter dem Sturme ihrer Gedanken und Empfindungen zu erliegen drohte. Ihre wehenden, losgelösten Locken streiften meine Wangen, ich fühlte den warmen Athem ihres Busens, das Pochen ihres Herzens, dem das meinige entgegenschlug, und dennoch waren unsere Seelen so schuldlos, daß auch nicht der leiseste unlautere Gedanke ihren reinen Spiegel trübte. — Zu unseren Füßen lag der Park mit seinen verschlungenen Wegen und wunderbaren Anlagen ausgebreitet. Die untergehende Sonne beleuchtete die Spitzen der Bäume

und vergoldete den grünen Rasen. Der ganze Himmel war in rosige Glut getaucht, als wäre der blaue Vorhang von dem Allerheiligsten hinweggezogen, als wollte sich die Herrlichkeit des ewigen Gottes uns plötzlich offenbaren. Serena's Blicke hingen an dem Himmel mit einer unaussprechlichen Sehnsucht, als würde sie von einer geheimnißvollen Macht emporgezogen. Ihre schlanke Gestalt schien zu wachsen und sich von dem irdischen Boden zu erheben. Sie streckte die zarten Arme wie Flügel nach der untergehenden Sonne aus, während sich ihr Auge mit Thränen füllte. Auch ich wurde mit einem Male so traurig, ohne einen rechten Grund zu haben; bald fürchtete ich, Serena zu verlieren, daß die ätherische Erscheinung des holden Kindes in die Lüfte zerfließen könnte; bald ängstigte mich der starre Ausdruck ihrer Züge und ihr tiefes Schweigen. Nach und nach hatte sie die Augen geschlossen; sie war wie eine Schlafende auf die Bank zurückgesunken.

„Serena!" rief ich entsetzt über ihren mir damals unerklärlichen Zustand. „Was fehlet Dir?"

„Still!" flüsterte sie mit rührender Stimme. „Wecke mich nicht! Ich bin ja bei meinem Vater und bei meinen Schwestern. Siehst Du denn nicht, wie sie mich umringen und mir die schönsten Blumen reichen, wie sie nirgends auf der Erde blühn? — Hörst Du nicht die himmlischen Lieder, womit mich

die Chöre der Seeligen grüßen? — Bald werde ich ihnen für immer angehören; dann bin ich glücklich, ganz glücklich. Du darfst nicht weinen um mich; denn ich soll ja ein Engel werden mit weißen Flügeln und eine goldene Strahlenkrone auf dem Haupte. Ich will Dich auch nicht verlassen; Nachts, wenn Alles schläft, komme ich zu Dir und setze mich an Dein Bett. Dann werde ich Dir erzählen von den Wundern und der Seligkeit des Himmels. Aber Du darfst es keinem Menschen verrathen; denn die Menschen sind neidisch und rauben den Engeln ihre weiße Schwingen und beschmutzen mir das reine Gewand; dann muß ich wieder auf der Erde herumwandern, als ein irrender Geist ohne Ruh' und Rast mit dem bösen Zauberer, der mich nur verderben will. — Ha! Da kommt er schon wieder und streckt die furchtbaren Arme nach mir aus. Seine Blicke sind spitze Dolche, womit er mein armes Herz durchbohrt. Wehe mir! Ich vergehe." —

Von geheimer Angst ergriffen, wendete ich meine Augen nach der von Serena mir bezeichneten Richtung hin. Dort stand an einer Säule des Tempels gelehnt ein dunkler Schatten, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, die hohe Gestalt in den weiten, schwarzen Mantel gehüllt. Ich erkannte trotz der bereits eingetretenen Dämmerung den geheimnißvollen Grafen,

der sich wie ein finster drohendes Gespenst von der weißen Hinterwand des Gebäudes abhob.

Serena erwachte und stieß einen leisen Schrei aus, als fühlte sie instinktmäßig die Nähe ihres Peinigers, ich selbst wurde von einem plötzlich auflodernden Haß gegen den Fremden erfaßt, der sich jetzt mit erheuchelter Freundlichkeit dem zitternden Mädchen näherte.

„Komm, Serena!" sagte er im süßlich milden Ton. „Die Abendluft ist zu kühl für Dich. Deine Mutter wird sich um Dich ängstigen."

Widerstandslos ließ sie sich von ihm fortführen, indem sie von mir nur mit einem schmerzlichen Blicke Abschied nahm; ihre Bewegung war seinen stets lauernden Augen nicht entgangen.

„Dein junger Freund," fügte er hinzu, „kann uns begleiten und Dir noch ein Stündchen Gesellschaft leisten. Ich sehe es gern, daß Ihr Eure frühere Bekanntschaft hier erneuert habt."

Einer solchen Verlockung vermochte ich nicht zu widerstehn, wenn mich auch anfänglich die Erscheinung des Grafen mit einem instinktmäßigen Grauen erfüllte, aber um so mehr reizte mich die Gesellschaft der lieblichen Kleinen, mit der ich bis an das Ende der Welt gegangen wäre.

IV.

Die Loge.

Die Wohnung des Grafen lag auf demselben Flügel, wo die beabsichtigte hohe Loge nächstens abgehalten werden sollte. Als mein Fuß daher jene geweihten, geheimnißvollen Räume betrat, erwachte in mir von Neuem meine frühere Bangigkeit, so daß ich nur mit Zögern die verhängnißvolle Schwelle überschritt. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich hatte unwillkürlich das Gefühl, als würde ich von einer unsichtbaren Hand zurückgehalten, doch ein Blick auf Serena, welche mir voranging, reichte hin, um all' meine kindischen Besorgnisse zu verscheuchen. Es befremdete mich nur, daß der Graf einen Schlüssel hervorzog, womit er geräuschlos die fest verschlossene Thür eines hohen Saales öffnete. Bei dem Scheine einer von der Decke herabhängenden Lampe entdeckte ich jene blasse Frau, die Mutter Serena's, vor einem Betpult auf den Knieen hingesunken und so vertieft in ihre Andacht, daß sie uns anfänglich gar nicht bemerkte. In einer Nische der grauen Wand war das Bild der Gottesmutter angebracht, durchbohrt von blanken Schwertern, die nach ihrem Herzen zuckten. Zu beiden

Seiten standen Vasen mit frischen Blumen angefüllt. Die Betende in einem Kleide von grober schwarzer Wolle, hielt einen großen Rosenkranz in ihrer Hand, der abwechselnd von schwarzen Perlen und weißen Todtenköpfen kunstvoll von Elfenbein gedrechselt und zusammengesetzt war und mit dem geschnitzten Bilde des Gekreuzigten endete. Neben ihr lag eine schwere Geißel, wie sie früher in Klöstern von der strengen Regel gebraucht wurde, theils zur Selbstbestrafung, theils zur Züchtigung widerspenstiger Mönche und Nonnen. — Die ganze Erscheinung der Dame und ihrer Umgebung machte auf mich einen eigenthümlich befremdenden Eindruck, da ich in meiner protestantischen Familie etwas Aehnliches nie zuvor gesehn hatte. Ich möchte fast sagen, daß mich hier zum ersten Male eine katholische Luft erstickend anwehte, ohne daß ich mir von meinen beängstigenden Empfindungen hinlänglich Rechenschaft zu geben wußte.

Endlich wurde die Dame durch das Geräusch, welches wir bei unserem Eintritte verursachten, auf unsere Gegenwart aufmerksam gemacht. Sie wendete ihr Gesicht nach uns; es war in Thränen gebadet. Mit einem zärtlichen Ausruf stürzte Serena in die Arme ihrer Mutter, um sie vergebens nach der Ursache ihres Kummers zu befragen. Auch der Graf war der Weinenden näher getreten, unmuthig stampfte er mit dem

Fuße auf den Boden und warf ihr einen seiner fürchterlichen Blicke zu.

„Keine Scene, Madame!" flüsterte er leise und doch mit schneidender Stimme. „Menagiren Sie sich vor den Kindern!"

Sie gehorchte und zwang sich zu einem trüben Lächeln, während er mit einem seidenen Vorhange schnell das Bild der „Mater dolorosa" bedeckte.

„Ich bringe Ihnen," sagte er darauf freundlich, als ob nichts geschehn wäre, „einen kleinen Gast, den Sohn des Barons von Hohenstein, dessen Bekanntschaft wir auf dem Wege nach Dresden gemacht haben. Serena hat an ihm einen Spielgefährten gefunden; das arme Kind bedarf der Zerstreuung."

Sie antwortete nur mit einem zustimmenden Nicken ihres Kopfes, worauf sich Beide in eine Vertiefung des Fensters zurückzogen, wo sie eifrig, aber leise mit einander flüsternd, ihr Gespräch fortsetzten. Ich glaubte zu bemerken, daß meine geringe Person der Gegenstand desselben war, denn mehrere Male deutete der Graf nach mir in auffallender Weise hin. Anfänglich schien die Dame seine Ansicht zu bekämpfen; ihre lebhaften Mienen drückten einen entschiedenen Widerwillen gegen seine mir unbekannten Absichten aus, bis er endlich ihre Zustimmung durch seine Ueberredung erlangte. Bald darauf trat er auf uns Kinder zu, indem

er ein kostbar eingebundenes Buch in seinen Händen hielt. Dasselbe war mit den schönsten Heiligenbildern angefüllt, deren Anblick mich in das größte Entzücken versetzte. Noch mehr aber interessirten mich die Geschichten, welche der wunderbare Mann daran zu knüpfen wußte; sie waren ganz darauf berechnet, unsere jugendliche Phantasie zu entflammen. Dabei entwickelte er eine Erzählungsgabe, wie sie mir zum zweiten Male in meinem Leben nicht wieder vorgekommen ist, seine Worte waren durchaus dem kindlichen Fassungsvermögen vollkommen angepaßt und machten auf mich den tiefsten Eindruck. In seiner Sprache lag ein hinreißender Zauber, eine unwiderstehliche Gewalt, so daß mein früheres Mißtrauen sich allmälig in eine grenzenlose Hingebung verwandelte. An der Seite Serena's und in der Gesellschaft des Grafen vergaß ich die ganze Welt; all' meine Gedanken waren mir wie umgetauscht. Auf seinen Wink hätte ich Vater und Mutter verlassen, um ihm zu folgen. Im Laufe dieser Unterhaltung that er verschiedene Fragen an mich über meinen Vater, unsere Familie und Angehörigen, die ich ihm unbefangen und offen beantwortete. Von Zeit zu Zeit warf er nur einen Blick des Einverständnisses auf die blasse Dame, welche in einiger Entfernung schweigend zuhörte.

Die Zeit verstrich mir so wunderbar schnell, daß ich nicht gewahr wurde, wie spät es war. Die große

Wanduhr erinnerte mich daran; sie schlug neun Uhr. Erst jetzt fiel es mir ein, daß mein Vater mich erwartete und sich gewiß wegen meiner Abwesenheit ängstigen würde. Ich fürchtete seinen Zorn und machte Miene, aufzustehn.

„Du kannst noch bleiben," sagte der Graf, „ich werde Dich selbst Deinem Vater zurückbringen und Dein Ausbleiben bei ihm entschuldigen."

Auch Serena vereinigte ihre Bitten mit seiner Aufforderung, so daß ich unmöglich zu widerstehn vermochte. Auf einen Wink der Dame brachte ein reich galonirter Bediente das Abendbrod, welches mir damals wahrhaft fürstlich vorkam und dem ich mit meinem Appetit alle Ehre erwies. Mir fiel dabei nur auf, daß der Wirth außer einigen Früchten nichts von den Speisen berührte und sowohl vor, wie nach dem Essen über Stirn und Brust das Zeichen des Kreuzes machte; worin auch Serena und ihre Mutter ihm folgten. Nach Tisch näherte sich der Graf einem Postamente, auf dem eine Reihe von gläsernen Glocken in absteigender Größe standen. Mit seinen angefeuchteten Händen berührte er eine dieser Glocken und entlockte ihr einen hellen, lang anhaltenden Ton, der meine Nerven in unbeschreiblicher Weise durchzitterte. Immer schneller flogen seine Finger über das mir unbekannte Instrument, welches, wie ich später erfuhr, eine erst

seit kurzer Zeit erfundene Glasharmonika war. Die tief ergreifenden Töne verschmolzen zu einer getragenen Melodie, zu einem alten katholischen Kirchenliede von unaussprechlicher Schönheit. Zu gleicher Zeit fielen Serena und ihre Mutter mit ihren herrlichen Stimmen ein, so daß ich nicht irdische Klänge, sondern den Gesang der Sphären, die himmlischen Chöre der Engel zu vernehmen glaubte.

Von all' den Eindrücken schwankte ich wie berauscht an der Hand des Grafen zu meinem Vater zurück, der wegen meiner unerklärlichen Abwesenheit schon unruhig geworden war und mich im ganzen Schlosse suchen ließ. Auf Bitten meines Begleiters verzieh er mir nicht nur, sondern er gab mir freiwillig die Erlaubniß, zu allen Stunden des Tages Serena besuchen zu dürfen. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, mit welcher Freude mich diese Nachricht erfüllte und wie gern ich davon Gebrauch machte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend verweilte ich nun in der Gesellschaft Serena's und des Grafen, der in kurzer Zeit eine solche Herrschaft über mich gewonnen hatte, daß ich blindlings glaubte, was er mir sagte. Ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, wurde ich nach und nach ein brauchbares Werkzeug in den Händen des lebensklugen Mannes, indem er mich unmerklich für seine verschiedenen dunklen Zwecke ausbeutete. Durch

scheinbar arglose Fragen wußte er sich durch mich die ihm nöthigen Kenntnisse von den Personen und Dingen im Schlosse zu verschaffen, da sowohl mein Vater wie auch dessen Freunde keinen Anstand nahmen, sich in meiner Gegenwart auszusprechen. So lernte Gugumos nicht nur meine eigenen Familienverhältnisse, sondern auch eine Menge anderer Thatsachen kennen, die er gerade brauchen konnte. Ich wurde, ohne es zu wissen, sein geheimer Zwischenträger, Beobachter und Spion, wobei er meine jugendliche Eitelkeit fortwährend zu neuen Entdeckungen stachelte. Er schmeichelte mir auf jede Weise, und ich war überglücklich, wenn es mir gelang, ein beifälliges Wort oder Lächeln ihm abzugewinnen. Eben so unmerklich untergrub er die schwachen Stützen meiner bisherigen Moral, die vorzugsweise auf dem protestantischen Glauben einer guten und frommen Mutter beruhten. Er vermied es, meine religiöse Ueberzeugung direkt anzugreifen, oder gar geradezu mich zum Katholizismus zu bekehren, vor dem ich einen damals in ganz Preußen verbreiteten Abscheu zeigte, aber er verstand es, in seinen Gesprächen meine Phantasie mit verführerischen Bildern und Gedanken zu erfüllen, den mir angeborenen Hang zum Wunderbaren noch zu steigern und sich täglich mehr meines Geistes zu bemächtigen. —

Ich befand mich in einer fortwährenden Aufregung,

die er künstlich unterhielt und vermehrte; überall sah und träumte ich Wunder und Geheimnisse, von denen meine Neugierde auf das Höchste gereizt wurde. Da ich von meinem Vater keinen Aufschluß erwarten konnte, so schloß ich mich um so mehr dem Grafen an, der mir zugänglicher war und auch geneigter schien meine Wünsche zu befriedigen.

Vor allen Dingen beschäftigte mich, wie die meisten Bewohner des Schlosses, die nahe bevorstehende Eröffnung der Loge. Jedermann wird sich wohl aus seiner eigenen Kinderzeit noch des schauervollen Reizes erinnern, den das geheimnißvolle Treiben der Freimaurer auf die neugierige Jugend ausübt. Welch' ein Zauber umschwebt das stets verschlossene Logengebäude mit seinen verhängten Fenstern und unbekannten Symbolen! Wie drängt es uns da, einen Blick in die verborgene Welt zu thun, welche Märchen und Wunder erwartet nicht der Uneingeweihte! Die kühnsten Vermuthungen werden laut; man erzählt sich von Ceremonien bei der Aufnahme, die das Blut gerinnen, die Haare zu Berge stehn lassen. Für mich, wie für meine meisten Schulfreunde war es eine ausgemachte Sache, daß es sich dabei um die furchtbarsten Dinge handelte, um Prüfungen, bei denen das Leben in Gefahr schwebte. Der leiseste Verrath zog, wie wir uns einbildeten, unfehlbar den grausamsten Tod

nach sich. Ich träumte von gezückten Dolchen, von verborgenen Fallthüren, die das Opfer für immer in den tiefsten Abgrund stürzen. Diese ganze Romantik einer jugendlichen Phantasie baute sich gleichsam vor meinen Augen auf, täglich sah ich die verschiedenen Vorbereitungen, hörte ich in meiner Gegenwart, freilich nur in dunklen und unverständlichen Worten von der Loge sprechen, ohne daß es mir gestattet war, einen Blick in das Innere des Heiligthums zu thun.

Meine kindische Neugierde war bis zu einem Grade gestiegen, daß ich sie um jeden Preis befriedigen mußte. Dies war wohl auch der hauptsächliche Grund, daß ich mich Gugumos noch enger anschloß, weil ich einzig und allein durch ihn zu meinem Ziele zu gelangen hoffte. Ich wußte, daß er zu allen Zeiten Zutritt zu der Loge hatte, die durch einen verdeckten Gang mit seiner eigenen Wohnung in Verbindung stand. Oefters sah ich ihn aus einer in der Wand verborgenen Tapetenthür hervortreten, bald entdeckte ich auch, daß man durch diese Pforte in die Loge gelangte, wenn man an einer versteckten Feder drückte. Das war genug, um meinen längst gehegten Vorsatz auszuführen, trotzdem mich eine innere Stimme davor warnte. Eines Abends wartete ich bei Serena, bis es völlig dunkel war; statt wie sonst auf geradem Wege zu meinem Vater zurückzukehren, schlich ich mich durch das mir

bekannte Zimmer, leise an der Wand herumtastend, bis ich die mir wohlbekannte Feder fand. Ein Druck mit dem Finger und die Thür öffnete sich, dennoch zögerte ich einzutreten, da mich eine nie zuvor empfundene Angst beschlich. Alle blutigen Geschichten von der Rache der Freimaurer gegen jeden Verräther fielen mir in diesem Augenblicke ein und versperrten mir den Weg. Aber meine Neugierde war noch größer als meine Furcht; ich überwand meine Angst und schritt tappend in dem dunklen Gange weiter, bis ich an eine nur leise angelehnte Pforte gelangte. Hier blieb ich von Neuem stehn, meine Aufregung hatte den höchsten Grad erreicht.

Am Liebsten wäre ich wieder umgekehrt, aber es war zu spät. Durch die Ritze der Thür drang ein schwacher Lichtschimmer, bei dessen Schein ich die Gestalt des Grafen Gugumos zu erkennen glaubte. Ich wagte nicht zu athmen, weder vorwärts, noch zurück zu gehn; unwillkürlich wurde ich gezwungen, ihn zu belauschen. Ich sah, wie er verschiedene Drähte mit einem wunderbaren Apparate in Verbindung brachte, der, wie ich später erst erfuhr, eine Elektrisirmaschine war. Damals ahnte ich noch nicht, daß sich der geschickte Gaukler derartiger Mittel bediente, um durch allerlei physikalische Kunststücke die übrigen Freimaurer zu überraschen und sich in ihren Augen das Ansehn

eines überirdischen Wunderthäters zu geben. Jetzt prüfte er die Wirkung der verborgenen Maschine, indem er mit ihrer Hilfe ein magisches Licht entzündete, von dem ich wie geblendet war. – Als ich wieder sehn konnte, erblickte ich den Grafen mit einem Pergamente beschäftigt, auf das er mehrere Siegel drückte, wobei er sich eines alten, wunderbar geformten Petschaftes bediente. Das Dokument, welches er somit zu Stande brachte, verbarg er sorgfältig in einem Schrein, den er fest verschloß. Hierauf öffnete er einen zweiten Schrank, aus dem er mehrere Embleme des Freimaurerordens, Senkblei, Schurzfell, Kelle und Richtmaß hervorlangte, die er vor sich ausbreitete und mit einem verächtlichen Lächeln betrachtete. Wie groß aber war mein Schreck, als er aus einem unteren Schubfach desselben Schrankes eine menschliche Figur herauszog mit einer grauenvollen Todtenmaske! Damals wußte ich noch nicht, daß diese künstliche Puppe die Leiche des gemordeten Adonhiram vorstellte; ich glaubte einen wirklichen Todten zu sehn und verlor darüber meine Besinnung so sehr, daß ich einen lauten Schrei ausstieß.

Zuerst erblaßte der Graf, aber im nächsten Augenblicke hatte er sich wieder gefaßt; er griff nach dem Dolche, den er aus Vorsicht immer bei sich trug, und stürzte nach der Richtung, wo ich mich befand. Noch

ehe er mich entdecken konnte, lag ich, um Gnade bittend, zu seinen Füßen. Ich werde nie den schrecklichen Anblick vergessen, sein Gesicht war von Wuth und Furcht auf das Grauenvollste entstellt, all' die erheuchelte Freundlichkeit daraus entwichen, um dem Entsetzen Platz zu machen. Es war, als ob der mildernde Schleier von einem versteinernden Medusenhaupte fortgezogen wäre.

„Tödten Sie mich nicht!" schrie ich unwillkürlich auf meinen Knieen.

Er hielt noch immer den funkelnden Dolch in seiner geballten Faust, die durchbohrenden Augen mitleidslos auf mich gerichtet.

„Was hast Du gesehn?" fragte er mich mit furchtbarer, wenn auch gedämpfter Stimme. „Rede die Wahrheit! Der geringste Versuch, mich zu hintergehn, kostet Dich das Leben."

Ich erzählte unter Schluchzen und Weinen Alles, was ich gesehn hatte. Er mochte wohl daraus erkennen, daß ich beim besten Willen ihn nicht verrathen konnte, da mein kindischer Verstand unmöglich den Zusammenhang und Zweck seines von mir belauschten Treibens errieth. Dennoch schien er zu schwanken.

„Du hast Dein Leben verwirkt," fuhr er nach einer peinlichen Pause fort, „aber ich will es Dir schenken, wenn Du mir schwörst, keinem Menschen,

selbst Deinem Vater nicht, von dem zu sagen, was Du hier entdeckt.“

Ich gelobte die strengste Verschwiegenheit und schwur ohne Widerstreben den furchtbaren Eid, den er mir vorsprach, äußerst zufrieden, so billigen Kaufes davongekommen zu sein. Nach und nach entrunzelte sich sein verzerrtes Gesicht und seine strengen Züge nahmen den vorigen milden Ausdruck an.

„Ich will Dir glauben,“ setzte er freundlicher hinzu. „Wehe Dir, wenn Du mich zu täuschen suchst. Mein Dolch würde Dich überall finden; die härtesten Strafen treffen den Verräther. Doch ich verzeihe Dir, unter der Bedingung, daß Du schweigst und in allen Dingen thust, was ich Dich heiße.“

„Gewiß! Nur tödten Sie mich nicht und sagen Sie meinem Vater nichts; er würde mich züchtigen und mir nie vergeben.“

„Ich will noch mehr thun,“ entgegnete er nach kurzer Ueberlegung, „und Deine Neugierde befriedigen. Du sollst der Eröffnung der Loge beiwohnen dürfen. Ich halte Dich für einen klugen Jungen und darum will ich Dir einen großen Beweis meines Vertrauens geben. Du sollst nicht bloß zusehn, sondern selbst thätig eingreifen und mir bei meinem Werke behülflich sein.“

Hierauf zeigte er mir all' die von ihm getroffenen

Einrichtungen, den ganzen Apparat und seinen Zusammenhang mit den verschiedenen Drähten, welche unter der Erde bis in den eigentlichen Logensaal führten, wo sie dazu bestimmt waren, die von ihm beabsichtigten Täuschungen hervorzubringen. Ohne mich in seine geheimen Pläne einzuweihn, machte er mich doch zu seinem Helfershelfer, indem er mich ganz genau und sorgfältig unterrichtete, wie ich mich zu verhalten hatte. Der kluge Menschenkenner rechnete auf meine Furcht und jugendliche Eitelkeit, die sich nicht wenig durch solches Vertrauen geschmeichelt fand; außerdem band mich der Eid, den ich abgelegt, so daß er meines Stillschweigens sicher war. Als Gehilfe eines verwegenen Abenteurers verließ ich das verhängnißvolle Heiligthum des Ordens. —

Endlich kam der von allen Seiten sehnlichst erwartete Abend, an dem die hohe Loge auf dem Schlosse des Herrn von Hund eröffnet werden sollte. Alle Vorbereitungen waren getroffen, der Graf führte mich selbst zu der angewiesenen Stelle, von wo aus ich Alles ungesehn überblicken konnte. Nachdem er mir Verschwiegenheit und die zwischen uns verabredeten Zeichen nochmals eingeschärft, begab er sich in die Versammlung der Brüder. Nur die höheren und höchsten Grade des inneren Ordens, die sogenannten schottischen Meister und Ordensritter, wurden zu der Loge zuge-

lassen. Demgemäß war auch der Saal nach dem vorgeschriebenen Rituale eingerichtet. Ein rother Teppich bekleidete die Wände, während der Altar und Thron des Meisters mit weißer Seide ausgeschlagen und darauf gestickten Ordenskreuzen verziert war. Auf dem Altare lag die Bibel, der Zirkel, der Winkelhaken der Maurer und ein blankes Schwert, außerdem eine Krone, eine brennende Lampe, eine Glocke nebst sieben Lichtern, wovon drei in Nordwest und vier in Südwest standen. Vor dem Altar war ebenfalls ein rother Teppich mit allerhand Figuren ausgebreitet, in der Sprache des Ordens „Tapis" genannt. Im Hintergrunde erhob sich ein sonderbar geformtes Gestell, ein galgenähnlicher Baukrahn. Sämmtliche Brüder trugen ihre Abzeichen an grünen Bändern, und zwar der erste Vorsteher Winkelmaß und Maßstab, über denen eine halbe Sonne schwebte, wogegen der zweite einen Zirkel mit einem halben Monde führte. An der Thür hielten die Jüngsten mit gezogenen Degen Wache.

Herr von Hund, der damalige Großmeister, that viermal vier Schläge auf sein Schwert, worauf eine tiefe, feierliche Stille eintrat.

„In Ordnung, meine Brüder!" rief er laut.

Alle machten hierauf das geheimnißvolle Erkennungszeichen des schottischen Meistergrades und riefen sich gegenseitig das Loosungswort „Sarsena" zu.

Der Großmeister winkte hierauf dem ersten Vorsteher, welches Amt der bekannte Wöllner zu jener Zeit bekleidete.

„Viermal, ehrwürdiger Bruder," fragte er feierlich, „seid Ihr von der Meisterschaft der hohen schottischen Loge?"

„Ja, viermal, ehrwürdiger Bruder," lautete die Antwort, „ich bin's."

„Was ist die Pflicht eines Meisters der hohen schottischen Loge?"

„Dafür zu sorgen, daß die Loge bedeckt ist durch den schützenden Bruder."

Einer der Aufseher ging sogleich hinaus und untersuchte die Schlösser und Riegel sämmtlicher Thüren und Zugänge.

„Viermal, ehrwürdiger Bruder Vorsteher," berichtete er sich verneigend, „die Thüren sind geschlossen."

Der Großmeister winkte dem zweiten Vorsteher, Hofprediger Stark, der sich ehrfurchtsvoll dem Throne näherte.

„Bruder, zweiter Vorsteher," fragte er ihn, „wie heißt Ihr?"

„Ich heiße Sarsena."

„Wie hoch ist es an der Zeit?"

„Die Sonne ist untergegangen."

„Da es die gerechte Zeit ist, so eröffne ich diese

hohe Loge im Namen des Großmeisters, des ganzen Ordens, im Namen der Obersten dieser Loge, mit allen Ehrenbezeugungen in der heiligen Zahl."

Wiederum that der Großmeister die viermal vier metrischen Schläge mit dem Hammer, die von den Vorstehern wiederholt wurden, worauf er mit lauter Stimme rief: „Die Loge ist eröffnet!" —

Sämmtliche Brüder nahmen ihre Sitze ein, mit dem Gesichte nach Süden gewendet; so lange die Loge dauerte, hielten sie die gezogenen Degen in der Hand. Der Großmeister hatte seinen Thron bestiegen; zu beiden Seiten desselben stellten sich die Beamten, sogenannte Stuarts, mit ihren bebänderten Stäben auf.

„Es hat sich," meldete Herr von Hund nach einer Pause, „ein Geselle der schottischen Loge gefunden, der unter die Schaar der viermal ehrwürdigen Meister aufgenommen zu werden wünscht. Sein Name im Orden heißt Teophron, im bürgerlichen Leben Baron von Hohenheim. Hat Einer der Brüder Etwas gegen ihn vorzubringen, so spreche er ungescheut, und seine Gründe sollen hier gehört und geprüft werden."

Da alle Anwesenden schwiegen, so schickte der Großmeister den einführenden Bruder zu meinem Vater ab, der in einer anstoßenden Kammer seine Aufnahme in die höheren Grade des Ordens sehnsuchtsvoll erwartete, da er sich davon die endliche Lösung

aller Räthsel und die Einweihung in die verborgenen Kenntnisse der Rosenkreuzer versprach. Nach einer Weile kehrte der abgesendete Bruder mit der Nachricht zurück, daß Alles in Ordnung sei; zugleich überbrachte er den Degen und das wenige Geld, welches mein Vater bei sich trug und ablegen mußte, zum Zeichen des Gehorsams und der unbedingten Unterwürfigkeit. Hierauf erst ertheilte der Großmeister nach nochmaliger Rücksprache mit den Uebrigen die Erlaubniß, den Suchenden einzuführen, der sich durch acht Schläge an der verschlossenen Thür zur Aufnahme meldete.

„Wer ist da?“ fragte der Großmeister von seinem Throne den einführenden Bruder. „Welche Stelle nimmt der Suchende im Orden ein? — Wie alt ist er und war er schon vorher Mitglied einer andern Loge?“

Dieser beantwortete im Namen meines Vaters die an ihn gerichteten Fragen.

„Woher kommt er?“ fuhr jener fort.

„Er kommt aus dem Haufen der Auserwählten.“

„Warum verlangt er schottischer Meister zu werden?“

„Um seine Grade zu vollenden, um sich der Wahrheit und dem Schlusse zu nähern.“

„Geben Sie ihre Einwilligung, leuchtende Brüder, daß dieser hochwürdige Bruder den Eintritt in diese leuchtende Loge erhalten möge?“

Ein beifälliges Gemurmel war die Antwort, worauf mein Vater in der plötzlich geöffneten Thüre sichtbar wurde. Zu meinem nicht geringen Staunen trug er einen Strick um den Hals geschlungen; er machte die gebräuchlichen Zeichen der verschiedenen Grade, die er bisher erlangt hatte, worauf ihn der Großmeister aufforderte, das übliche, feierliche Gelübde abzulegen. Zwei Brüder stellten ihm dabei die bloßen Spitzen ihrer Degen in's Kreuz auf die Brust, während er die Hand auf die vorgehaltene Bibel legte und folgendermaßen schwur:

„Ich verpflichte mich vor dem großen Architekten dieser Welt, vor dem Großmeister dieser Loge, den Brüdern — Aufsehern, Beamten und allen schottischen Meistern, daß ich nach meinem äußersten Vermögen die Freimaurer-Wissenschaften fortzupflanzen, unsere Ordensregeln zu vertheidigen, die Bauleute zur Arbeit zu ermuntern und die Maurer in der Maurerkunst zu unterweisen, desgleichen von allen Enden der Erde taugliche Arbeiter und Baugeräthschaften zur Aufbauung des Tempels anzuschaffen suchen will, daß ich mich weder durch Feuer und Flammen, noch was für Unterdrückungen, noch Verfolgungen, die gegen mich oder die Brüder veranstaltet werden könnten, verhindern oder abschrecken lassen will, mit Standhaftigkeit die Reinigkeit, den Zuwachs und die Ehre des Ordens

zu vertheidigen und dafür zu streiten, wo und wenn es erfordert wird, und solchergestalt auf alle mögliche Art die einem schottischen Meister obliegende Schuldigkeit zu erfüllen. Wenn ich aber dagegen verbreche, so willige ich ein, alle diese Strafen und Begegnungen zu leiden, zu welchen ich mich selbst und freiwillig durch meine zuvor gegebene Verbindung als schottischer Meister in solchem Falle auf's Neue verurtheile, und dieses Alles, ohne daß ich es wagen dürfte, die mindeste Barmherzigkeit zu begehren. So wahr mir Gott, der höchste Architekt, helfe!"

Nachdem dies Gelübde abgelegt, gab der Großmeister den Befehl, meinen Vater die gebräuchlichen Umgänge machen zu lassen, worauf er sich dem Altare bis auf vier Schritte nähern durfte. Erst jetzt erfolgte die wirkliche Aufnahme, zu welchem Zweck der Ceremonienmeister einen zweiten Strick hervorzog, den er im Kreise um die Brüder herumführte, während er das Ende in die Hand des Großmeisters legte. Mein Vater mußte sich, mit dem Rücken gegen diesen Kreis gewendet, unter den bereits erwähnten Baukrahn stellen. —

„Hochwürdiger Bruder!" redete ihn jetzt der Großmeister an, ehe Sie es gewagt haben in dies Zimmer zu treten, will ich hoffen und vermuthen, daß Sie vorher Ihr Gewissen und Ihre Aufführung genau erwogen

haben werden. Ich frage Sie deshalb noch einmal, ob Sie sich sattsam auf sich selbst verlassen können, ob Sie glauben, genugsam Stärke zu haben, das Licht zu ertragen, welches Sie hier schauen? Gehen Sie mit sich selbst zu Rathe, mein Bruder, ehe Sie glauben, sich vor unserem Richterstuhle verantworten zu können. Es würde mich und meinen Mitbrüdern herzlich freuen, wenn Sie sich selbst nicht betrügen mögen."

„Ich babe mich hinlänglich geprüft," entgegnete mein Vater, „und hoffe auch vor den schottischen Meistern zu bestehn."

„Ganz wohl, mein Bruder, wir werden es sogleich gewahr werden."

Plötzlich, ehe mein Vater eine Ahnung davon hatte, sprang der Großmeister von seinem Thron und ergriff seinen Degen, der auf dem Altare lag; bewaffnet stürzte er sich auf ihn, indem er mit der linken Hand seinen Nacken faßte, während er mit der Rechten ihm die Spitze auf das Herz setzte, als wenn er ihn damit durchbohren wollte.

„Wo haben Sie," rief er ihm mit furchtbarer Stimme zu, „das Meisterwort empfangen?"

Mein Vater war von diesem unerwarteten Ueberfall so erschrocken, daß ihm die Sprache versagte.

Auch ich war so erschüttert, daß ich laut in meinem Versteck aufschrie; zum Glück aber hörte mich

kein Mensch, da Alle bei der erwähnten Ceremonie zu sehr beschäftigt waren.

„Mein Bruder,“ sagte nach einer Pause der Großmeister zu dem Aufseher, „warum haben Sie dies Opfer eingeführt. Er kann keinen Bescheid von sich geben, wo er das Meisterwort empfangen hat und muß er gewiß einer von den Aufrührern sein, welche sich dasselbe von Adonhiram mit Gewalt vor der Zeit haben erzwingen wollen. Aber wie dieser Meister alle Zeit eifrig gewesen ist, sich dasselbe nicht auf solche Art abzwingen zu lassen, so klagt ihn jetzt sein Gewissen an. Bereiten Sie diesen Aufrührer zum Tode und schonen Sie eines solchen Bruders nicht.“

Der Ceremonienmeister faßte hierauf meinen Vater an dem Strick und machte eine Bewegung, als wenn er ihn damit erdrosseln wollte. Mich überlief ein kalter Schauer und ich stand bereits auf dem Punkte, hervorzustürzen und ihm zu Hilfe zu eilen, als er sich so weit gefaßt hatte, um die verlangte Auskunft zu geben; er verlangte von der Thürschwelle aus das Wort und ertheilte jetzt den erwünschten Bescheid.

„Hochwürdiger Bruder,“ entgegnete hierauf Herr von Hund ernst aber freundlich, „jetzt bin ich vollkommen mit Ihnen zufrieden; ich freue mich von Herzen, mich in den Stand gesetzt zu sehn, Ihnen den Vorzug zu ertheilen, wonach Sie so sehr gestrebt haben und

welchen Ihr Verhalten verdient, dafern Sie nur selbst die Schwierigkeiten tragen können, die Ihnen noch bevorstehn."

Mein Vater wurde abermals unter den Krahn geführt und mehrere Brüder bewachten ihn wie einen Gefangenen.

„Sämmtliche leuchtende Meister," befahl Herr von Hund, „mögen sich dem Unglücklichen nähern."

Alle Brüder bildeten auf dies Geheiß mit kettenweise geschlossenen Armen einen Kreis, in dessen Mitte der Großmeister mit dem blanken Degen trat, dessen Spitze er wiederum auf die Brust meines Vaters setzte, während die Aufseher ihre Schwerter gegen dessen Kniee stemmten. In dieser Stellung zog Herr von Hund viermal den Strick an, wobei er in jeder Zwischenpause einen Schlag mit dem Degen that.

„Hochwürdiger Bruder!" lautete die Formel, „ich nehme Sie durch diese vier Rückungen, kraft der mir zugehörigen Gerechtigkeit und der hochleuchtenden Stelle, welche ich betrete, mit Einwilligung der sämmtlichen leuchtenden Brüder unter diesem Baukrahn und durch diesen vierten Schlag zum schottischen Meister und leuchtenden Mitgliede der schottischen Loge auf."

Damit wurde meinem Vater der Strick abgenommen und er zu dem Altar geführt, wo er knieend, die eine Hand auf der Bibel, die andere auf die Krone

gelegt, einen neuen, noch furchtbareren Eid schwören mußte, keinem Menschen und selbst keinem Maurer der verschiedenen Grade Etwas von den Geheimnissen des Ordens zu verrathen. Die anwesenden Meister umarmten ihn und gaben ihm den Bruderkuß, nachdem ihn der Großmeister noch zuvor mit den zugehörigen Insignien, dem Sterne am grünem Bande und einem neuen Schurzfelle bekleidet hatte. In einer längeren Rede folgte hierauf die ausführliche Erklärung der vorgenommenen Ceremonien und der gebräuchlichen Symbole.

Darnach sollte der Strick meinen Vater an den ermordeten Baumeister des Salomonischen Tempels Adonhiram und an die unzähligen Märtyrer und Helden des Ordens erinnern, die für die Wahrheit gelitten. Der leuchtende Stern an dem grünen Bande und der Buchstabe „G" in der Mitte desselben mahnte dagegen an den Stern, der den drei Weisen des Morgenlandes vorangeleuchtet, als sie ausgingen, den Erlöser, das heißt: Die Wahrheit und das Licht zu suchen. Der Buchstabe „G" bedeutete den Namen des höchsten Architekten, zugleich aber auch die Schädelstätte Golgatha und die Wissenschaft der „Geometrie" als Inbegriff aller Kenntnisse. Die den Stern umgebenden Flammen bezeichneten das Feuer, womit der schottische Meister für das Beste des Ordens

arbeiten soll, nicht minder, daß weder Feuer noch Flammen ihn abschrecken dürfen von seinem Werk. Der Großmeister belehrte ferner meinen Vater, daß der Tempel Salomonis zerstört worden, die hohen Pfeiler eingestürzt, der Eingang verschüttet sei, aber ungeachtet dieser betrübenden Umstände dürfe man die Hoffnung nicht aufgeben, den mystischen Tempel wieder aufzubaun, wozu eben die Maurer, vor Allen aber die Meister berufen sind; denn noch ist der Grundstein des hohen Baus vollkommen unversehrt. Unter ihm fanden die Stifter des Ordens den Sarg des erschlagenen Baumeisters Adonhiram; sie nahmen den goldenen Strick, schlugen ihn um den Sarg und hoben diesen mittelst des auf selbiger Stelle errichteten Baukrahns aus der Erde, wobei der goldene Stern ihnen leuchtete. Zum Andenken dieser Begebenheit sollte der Strick und die vier Rückungen mit demselben dienen. Außer dem Sarge wurde aber auch noch der siebenarmige Leuchter des Tempels gefunden, der die sieben Lichter und Wissenschaften vorstellt, deren sich jeder Freimaurer zu befleißigen hat, wenn er ein vollkommener Architekt werden will. — In ähnlicher Weise deutete Herr von Hund den „Tapis" und die darauf befindlichen Symbole; so war nach ihm der im Westen des Teppichs sichtbare Schlüssel der Schlüssel zum Tempel und zu allen Geheimnissen der Loge. Der

Ochse, Löwe, Adler und Engel an den vier Ecken stellten die vier magischen Sinnbilder des weisen Salomo vor; die zwölf Lichter die zwölf ältesten Architekten, welche die hohe Baukunst über die ganze Welt zu verbreiten suchten; die Erdkugel, den Beruf der Maurer, sich über alle Länder zu zerstreun, um den neuen Tempel aufzurichten und die Mauer des Aberglaubens, der Tyrannei und des Irrthums einzureißen. Die rothe Farbe des Teppichs mit den weißen Kreuzen sollte endlich an das vergossene Blut und verspritzte Gehirn des erschlagenen Adyphiram erinnern. Zuletzt überreichte der Großmeister meinem Vater zwei Paar Handschuhe und zwar ein Paar für eine männliche, ein zweites für eine weibliche Hand, mit dem Befehl, die letzteren seiner Frau zu überreichen und dabei der Verehrung und Achtung eingedenk zu sein, die jeder Mann und besonders der Freimaurer dem weiblichen Geschlechte schuldig sei.

Die ganze Rede des Herrn von Hund war ein seltsames Gemisch von symbolischer Spielerei, mystischen Träumereien und dunklen Phantasien, welche über das Wesen der Freimaurerei wenig oder gar keinen Aufschluß gaben, sondern die bestehende Verwirrung nur noch steigerten. Ob absichtlich oder aus Unkenntniß hüllte er sich in eine Wolke von nichtssagenden Phrasen und vieldeutigen Worten. Wie es

schien, hatte mein Vater ganz andere Offenbarungen erwartet, als ihm hier zu Theil wurden. Es ging ihm wie den Meisten, welche sich bei ihrer Aufnahme in den Orden getäuscht finden und von jedem höheren Grade einen endlichen Aufschluß und Lösung der Räthsel hoffen, die, wie ich glauben darf, noch keinem Sterblichen zu Theil geworden ist; wenigstens drückte sein Gesicht das Gefühl getäuschter Erwartung aus. Er hatte den höchsten Grad eines schottischen Meisters erlangt, um sich nur zu überzeugen, daß er darum nicht mehr wußte, als zuvor.

Auch die übrigen Meister, welche aus allen Gegenden Deutschlands zusammengekommen waren, trugen sich mit ähnlichen Gedanken, indem sich ihnen die Nothwendigkeit aufdrängte, eine Reform des Ordens vorzunehmen und die denselben verunreinigenden Elemente auszuscheiden. Es war ihnen nicht unbekannt, daß im Laufe der Zeit die Freimaurerei zum Tummelplatz der gefährlichsten Abenteurer geworden war und sich immer mehr von ihrer ursprünglichen Bestimmung entfernt hatte. Innerhalb der Loge trieb eine Menge falscher Brüder ein verwegenes Spiel, indem sie die Formen des Ordens zu ihren egoistischen, heuchlerischen und betrügerischen Zwecken mißbrauchten. Besonders war die Furcht gegründet, daß die aufgehobenen Jesuiten unter dem bequemen Deckmantel

der Freimaurerei sich überall einzuschleichen verstanden, um für ihre geheimen Pläne Propaganda zu machen. Nicht minder bedenklich waren die mit ihnen verwandten Rosenkreuzer, welche in letzter Zeit eine entschieden reactionaire Tendenz verfolgten und ebenfalls die ursprüglich freisinnige Weltanschauung der Brüder zu zerstören drohten. Außerdem tauchten tagtäglich neue Systeme, besonders in Frankreich auf, welche gerechten Grund zum Mißtrauen gaben. So hatte Herr von Hund von seinen Reisen die sogenannte „stricte Observanz" mitgebracht, die unbezweifelt für die vertriebenen Stuarts und im Dienste des Katholicismus thätig war. Nicht immer waren es meist Betrüger, die sich auf das Zeugniß von unbekannten Oberen beriefen und sich rühmten, im Besitze der wahren Mysterien zu sein; öfter noch standen begeisterte Schwärmer auf, die dem Orden eine neue Gestalt zu geben versuchten, aber mit ihren Träumereien nicht geringere Verwirrung anrichteten.

So hatte der anhaltinische Superintendent Rosa ein eigenes System gegründet, das sich vorzugsweise mit Alchymie, Theosophie, Kosmosophie und Mechanik zu beschäftigen vorgab und in Deutschland und Schweden viele Anhänger zählte. Eine andere Gesellschaft waren die sogenannten afrikanischen Bauherren, von einem gewissen Kippen in Berlin gestiftet;

sie leiteten alle Weisheit von den alten Aegyptern her und befolgten eine eigene Sittenlehre. Da gab es ferner die mit den „neuen Rosenkreuzern“ verwandten asiatischen Bauherren in Oesterreich, deren Hauptvertreter der Freiherr Ecker von Eckenhofen und der Hoffecretair Lehmann in Stockholm waren und aus deren Mitte manch schlauer Betrüger hervorging; die Gesellschaft der Kreuzfrommen, welche den Eid ablegte: „Im Namen des Gekreuzigten sollst Du schwören, alle Bande zu zerreißen, die Dich an Vater, Mutter, Bruder, Schwestern, Gattin, Verwandte, Freunde, Geliebte, König, Vorgesetzte, Wohlthäter oder sonst an einen Menschen fesseln, dem Du Treue, Gehorsam, Dankbarkeit und Diensteifer geschworen hast, um Christo ganz anzugehören.“ Diesen ähnelten die Martinisten, so genannt nach dem berühmten, tiefsinnigen Mystiker Saint Martin, oder dessen nicht minder bekannten Lehrer Martinez Pasquali. — Die meisten dieser Auswüchse stammten jedoch aus Frankreich, von wo sie zur Zeit des siebenjährigen Krieges mit dem französischen Heere nach Deutschland eingedrungen waren. Dazu gehörte die von dem berüchtigten Cagliostro gelehrte ägyptische Maurerei, die Elu-Coëns, die Philaleten und die hermetischen Brüder, lauter Entartungen der ursprünglichen Freimaurerei.

—

Gegen diese Verirrungen und die immer mehr überhand nehmenden Schwindeleien machte sich jedoch bereits im Schooße des Ordens zu jener Zeit eine gewisse Reaction bemerkbar, indem die vernünftigeren Brüder sich von all' den Ausschweifungen einer krankhaften Mystik fern hielten und auf die Ausstoßung dieser fremden und meist unlauteren Elemente drangen. Schon kam es vor, daß sich einzelne Logen diesem Treiben gänzlich verschlossen und den Theilnehmern der neuen Systeme den Zutritt versagten, indem sie den eigentlichen Zweck der Freimaurerei auf die Fortbildung und Veredlung des Menschengeschlechts durch Bekämpfung des Egoismus und auf allgemeines Wohlthun beschränkten. — So standen sich auch hier innerhalb des Ordens zwei Parteien entschieden gegenüber, von denen die eine dem Fortschritte, der Toleranz und Aufklärung des Jahrhunderts huldigte, während die andere eine pietistisch-frömmelnde, jesuitisch-herrschsüchtige Tendenz verfolgte. Zu der letzteren Richtung gehörten außer Herrn von Hund noch Bischofswerder, Wöllner, Stark und ihr Anhang, wogegen die Berliner Brüder, und besonders die Mitglieder der Logen „Royal York" und „zu den drei Weltkugeln", unter Führung des praktischen Arztes Zinnendorf und des Kriegs-Commissarius Schubart dem Geiste der Freiheit und der Humanität huldigten, die

sogenannte „strikte Observanz", das heißt: den unbedingten Gehorsam gegen alle unbekannten Oberen verwarfen und ein „eklektisches System" aufstellten, welches vorzugsweise die reineren und besseren Elemente des Ordens in sich vereinigte. — Um dem drohenden Zwiespalte zu begegnen, war von dem Großmeister diese neue Conferenz auf dem Gute des Herrn von Hund ausgeschrieben worden, woran sich auch mein Vater betheiligte. Nach dessen Aufnahme als schottischer Meister sollten die eigentlichen Verhandlungen beginnen, als sich zuvor der Graf Gugumos dem Throne des Großmeisters näherte und diesem jenes Pergament einhändigte, das ich schon früher gesehn. Beim Anblicke dieses Schriftstückes verneigte sich Herr von Hund mit allen Zeichen der höchsten Ehrfurcht vor dem Ueberbringer.

„Ich bin nicht werth," fügte er hinzu, „länger die Würde des Großmeisters dieser Loge zu bekleiden, da ein Größerer als ich in unserer Mitte weilt. Möge er, wenn es ihm beliebt, den leuchtenden Thron besteigen und den Hammer und das Schwert zum Zeichen der Herrschaft ergreifen."

Mit stolzer Sicherheit bestieg Gugumos den Thron unter dem staunenden, zum Theil beifälligen, zum Theil unwilligen Gemurmel der ganzen Versammlung.

V.

Der verkappte Jesuit.

Erst, nachdem sich die allgemeine Aufregung beruhigt, that der neue Großmeister viermal vier Schläge mit dem Hammer.

Es herrschte eine tiefe Stille.

„Ich weiß,“ sagte er mit Ueberlegenheit, „daß die Meisten der hochleuchtenden Brüder fragen werden, mit welchem Rechte ich auf dieser geweihten Stelle stehe? — Ich bitte deshalb den Bruder und ersten Vorsteher Chrysophiron, die von mir bereits dem bisherigen Großmeister eingereichten Urkunden zu lesen und zu prüfen, damit die Wahrheit kund werde.“

Der angerufene, unter dem Namen Chrysophiron bekannte Wöllner nahm das Pergament und las mit lauter Stimme:

„Wir Prior und Subprior des heiligen Stuhls zu Jerusalem haben beschlossen, den treuen und geliebten Sohn der heiligen Religion, den Tempelherrn und unsern geliebten Bruder Gottlieb Gugumos vom triumphirenden Schwan, Priester und Canonikus, Anführer von zehntausend Verbündeten in den Provinzen Deutschland, Dänemark, Schweden abzusenden, mit dem Auftrag, daß er die wahre und älteste von uns entspringende Religion theils ausbreite, theils wieder-

herstelle, theils auch die Freimaurer auf den rechten Weg unseres Ursprunges zurückbringe und sie endlich mit der wahren Religion vereinige. Die göttliche Allmacht schenke ihm Muth, das Werk zu vollenden, von dem die Seligkeit des ganzen menschlichen Geschlechts abhängt. — Gegeben am Grabe unseres Herrn und Erlösers Jesu Christi, zu dessen Hütern der Herr uns bestellt hat. Eques a penna rubra, der Oberste der Templer."

Der Eindruck dieses Zeugnisses, das in lateinischer Sprache abgefaßt war, gab sich auf verschiedene Weise zu erkennen. Die anwesenden Rosenkreuzer und die Indifferenten, welche, wie überall, so auch hier die Mehrzahl ausmachten, ließen sich von dem dunklen, mystischen Inhalt imponiren, wogegen die aufgeklärteren Brüder keineswegs zufrieden waren und andere Beweise forderten.

„Vor allen Dingen," rief Gugumos mit unzerstörbarer Sicherheit, „bitte ich die Vorsteher, die beigedruckten Siegel zu prüfen!"

„Sie sind in Ordnung," entgegnete Wöllner und Stark, welcher der zweite Vorsteher war.

„So frage ich kraft der mir von den höchsten Oberen verliehenen Gewalt, ob die Brüder mich als ihren leuchtenden Großmeister anerkennen?"

Die Mehrzahl, durch das Beispiel der einfluß-

reichen Vorsteher und Bischofswerder's bestimmt, erhoben sich von ihren Sitzen und gaben durch ihr beifälliges Gemurmel ihre Zustimmung zu erkennen, so daß die Uebrigen vorläufig sich fügen mußten. — Ein triumphirendes Lächeln schwebte um die Lippen des Grafen, dessen ganze äußere Erscheinung bei den Meisten eine überaus günstige Wirkung hervorbrachte. Die hohe, schlanke Gestalt, das ausdrucksvolle Gesicht, die Sicherheit und Vornehmheit seiner ganzen Haltung, die ihm zu Gebote stehende, seltene Redekraft und der Zauber des Geheimnißvollen waren ganz und gar dazu angethan, die Menge für ihn einzunehmen.

„Die Zeit ist gekommen,“ fuhr er nach einer Pause fort, „wo der Schleier für die Eingeweihten fallen soll. Zu diesem Zwecke bin ich unter Euch erschienen, um Euch den Willen der Oberen zu verkündigen. Bald wird es nur noch eine Heerde geben, Ihr Alle sollt ein Volk von Priestern werden, wie der Herr seinen Söhnen es zugesagt. Fürchtet nicht Stürme und Ungewitter, denn sie bringen eine fruchtbare Erndte und machen den emsigen Schnitter satt. Bedeckt das Augenlicht mit einem Nebel, dann dürft Ihr kühnlich alle Gefahr übernehmen. Das Blut eines zarten Knaben sei Euch ein kostbarer Schatz. Zerstört die Tyrannen und setzt den Einfältigen auf den Thron; denn ein=

fältiger Glaube ist das Beste. Gegen Angeber gebraucht den Dolch. Thymalum, Ankora und Aqua toffana wißt zu schätzen; es stillt den Durst der Verfolger der Wahrheit. Aber auf dem Kirchhof stimmt Trauerlieder an für die Brüder, die Ihr selbst ermordet habt."

In diesem Tone sprach der neue Großmeister zu den Brüdern, welche zum größten Theile seinen unverständlichen Offenbarungen mit unerklärlicher Andacht lauschten. Je dunkler sie waren, desto mehr entsprachen sie dem Geschmacke der Mehrzahl und besonders der schwärmerischen Rosenkreuzer. Der schlaue Menschenkenner hatte sich nicht verrechnet und wußte, was er solchen, im Voraus durch ihre theosophische Richtung eingenommenen Zuhörern bieten durfte. Jedes seiner Worte galt ihnen für eine tiefsinnige Deutung, für eine Aeußerung unergründlicher Weisheit. Die Erfahrung lehrt nur zu oft, daß es keinen Wahnsinn, keine Verirrung des menschlichen Geistes giebt, die nicht Anhänger und Gläubige findet, wenn sie sich mit dem Schimmer und Reiz des Wunderbaren zu umkleiden weiß. In der Geschichte aller Zeiten und Völker finden wir nur zu häufig Belege für diese Behauptung, Thatsachen, die uns an dem Verstande der Menschheit zweifeln lassen, psychologische Räthsel, die wir vergebens zu ergründen suchen. Dieselben Er-

scheinungen wiederholen sich auf dem politischen, wie auf dem socialen Gebiete, wo nur zu oft die verwegene Charlatanerie, der kecke Betrug den Sieg über die Vernunft und bessere Einsicht davonträgt. Nur die Mitglieder der Berliner Logen verlangten von Gugumos eine klare Auseinandersetzung seiner Pläne und der von ihm nur dunkel angedeuteten Reformen.

„Ich will sie geben", sagte er stolz. „Bisher hat der Orden seine hohe Aufgabe noch keineswegs erfüllt. Ich darf und kann Ihnen die schmerzliche Wahrheit nicht verschweigen. Der Tempel Salomonis ist noch weit von seiner Vollendung, der heilige Bau noch immer nicht ausgeführt; unsere Arbeit nur Stückwerk. Lehrlinge und Gesellen glaubten ihre Pflicht gethan zu haben, wenn sie einen Stein zu dem andern fügten, selbst die Meister waren lässig. Was wir bisher geleistet haben, ist nicht der Rede werth. Worin liegt aber der Grund dieses langsamen Fortschrittes? Ich will es Ihnen sagen; weil der böse Feind des Nachts wieder einreißt, was wir mühevoll am Tage aufgebaut. Dieser Feind ist der Unglaube, die sogenannte Aufklärung des Jahrhunderts. Er hat das Fundament des Gebäudes unterwühlt, seine Grundfesten erschüttert; ihn müssen wir zunächst bekämpfen und zu stürzen suchen, wenn wir unser Werk vollbringen wollen. Zu diesem Zwecke fordere ich Sie

auf, sich um die Fahne des höchsten Architekten zu schaaren. Wir wollen einen neuen Orden bilden, oder vielmehr den alten Orden der Tempelherren wieder herstellen. Wie diese gegen die Ungläubigen stritten, so müssen wir gegen den Unglauben jetzt zu Felde ziehn. Zehntausend geweihte Krieger in Deutschland, Schweden, Polen und Dänemark habe ich bereits geworben, bald wird ihre Zahl Legion sein und keine Macht auf Erden wird ihnen widerstehn. Sie nennen sich „Ritter der Vorsehung" und bald wird ihnen die verheißene Herrschaft der Welt zufallen."

Diese neue Auseinandersetzung verfehlte ihre Wirkung nicht; die meisten Brüder gaben dem Redner ihren Beifall zu erkennen.

„Ich könnte," fuhr dieser ermuthigt fort, „meine Worte noch durch Wunder und Zeichen bekräftigen, aber die Wahrheit bedarf dessen nicht. Es wäre mir ein Leichtes, Sie in die tiefsten Geheimnisse einzuweihn, doch was bedeutet dies Alles gegen die Macht und das Ansehn, womit ich sie jetzt bekleiden will. Ich mache Sie zu Königen und Fürsten der Welt, wenn Sie meinen Vorschlägen unbedingte Folge leisten."

„Das wollen wir!" riefen fast einstimmig die anwesenden Brüder.

„So vereinigen Sie sich mit mir, um den bösen Geist des Zeitalters zu bekämpfen. Kraft der mir

von den höchsten Oberen übertragenen Gewalt nehme ich Sie in den Bund der „Ritter der Vorsehung“ auf, weihe ich Sie zu Streitern und Priestern des Herrn, um den alten Glauben wieder zu erwecken. Ich bin mit jener apostolischen Kraft bekleidet, die der Erlöser auf seine Jünger, diese auf ihre Nachfolger durch das Auflegen der Hände vererbt haben. Knieen Sie nieder und empfangen Sie von mir den heiligen Segen.“

Die Mehrzahl folgte diesem Aufrufe und stürzte auf die Kniee, während der Redner hochaufgerichtet mit ausgebreiteten und erhobenen Händen vor ihnen stand, wie der katholische Priester, wenn er der gläubigen Gemeinde den Segen spendet. Zugleich erschallte, begleitet von den erschütternden Tönen der Glasharmonika, hinter dem Vorhange ein altes ergreifendes Kirchenlied, von Serena und ihrer Mutter gesungen. Ein von mir auf das gegebene Zeichen angezündetes Räucherwerk verbreitete einen narkotisch betäubenden Wohlgeruch und steigerte noch die beabsichtigte Täuschung aller Sinne. Mit verklärten Gesichtern lagen Bischofswerder, Wöllner, Stark, von Hund und der phantastische Mayr auf dem Boden, in einem Zustande, der an verzückten Wahnsinn grenzte. Selbst die besonneneren Brüder vermochten sich kaum des unwiderstehlichen Zaubers zu erwehren.

Durch diesen Erfolg nur noch immer kühner gemacht, enthüllte der räthselhafte Gugumos nach und nach immer deutlicher seine Absichten.

„Zu allen Zeiten", sprach er mit gehobener Stimme, „und bei allen Völkern waren die Priester die ersten und ursprünglichen Herrscher der Völker, weil sie zugleich die Träger der Wissenschaft und Bildung waren. In Indien und Aegypten, wo die Uranfänge menschlicher Kultur sich zeigten, bildeten sie eine geschlossene Kaste, welche die Mysterien der Religion und Weisheit treu bewahrte. Nur so lange sie im ausschließlichen Besitz derselben sich befanden, war auch das Wissen der Menschen heilig, rein und ohne irdische Beimischung, nur auf das Göttliche gerichtet; denn das Priesterthum empfing seine unmittelbare Offenbarung aus dem Munde des Höchsten. Seitdem der menschliche Geist aber diese wohlthätige Schranke niederriß und sich vermaß, selbst zu denken, kam das Unheil und der Irrthum in die Welt. Seitdem entstand jener Zwiespalt zwischen dem geoffenbarten Glauben und dem profanen Wissen, zwischen der heiligen Religion und einer unheiligen Philosophie. Die Welt war ihrem Untergange nahe, alle sittlichen Bande aufgelöst, als Gott in seinem unergründlichen Erbarmen den eigenen Sohn zur Erde niederschickte, um den zerstörten Tempel von Neuem aufzurichten

und den Bau mit seinem heiligen Blute zu kitten. Der Erlöser und seine Apostel stürzten nicht nur die heidnischen Götterbilder, sondern auch die heidnische Philosophie, indem sie ein neues Priesterthum stifteten, das von nun an die Welt beherrschen sollte. Unter dem Schleier der Nacht versammelten sich die ersten christlichen Gemeinden und feierten ihr Liebesmahl in unterirdischen Höhlen und Krypten; denn was wachsen und gedeihn will, muß es in der Stille und im Geheimen thun, wie das Samenkorn, das in der dunklen Erde nur seine Wurzeln schlägt. Stets waren es nur wenig Eingeweihte, welche die Geschicke der Völker leiteten; nur die Erwählten und Auserkorenen des Herrn hüteten die Mysterien vor den profanen Blicken der Menge, der sie so viel von der Offenbarung zukommen ließen, als ihnen zuträglich dünkte. Auf den Trümmern des römischen Weltreichs erhob sich siegreich die Kirche, vor deren geistiger Macht sich die Fürsten und Könige der Erde beugten. Aus den Händen des Papstes empfing der große Karl die Kaiserkrone, indem er sich dem Statthalter Christi zu Füßen warf. Aber der böse Feind ruhte nicht, um die Harmonie des Wissens und des Glaubens wieder aufzulösen. Von Neuem standen Irrlehrer und falsche Propheten auf, denen es endlich gelang, das heilige Band zu lockern. Sie nannten ihre Afterweisheit

Bildung und Aufklärung, aber dem Volke taugt nicht das blendende Licht der Wahrheit, welches nur das Auge des Eingeweihten zu ertragen vermag. Die Menge wird und muß stets im Dunkeln bleiben denn sie bedarf der Führer, ohne die sie in den Abgrund des Zweifels und Unglaubens fällt. In ihrer Verblendung haben die Mächtigen der Erde gemeinschaftliche Sache mit den Empörern gemacht und sie beschützt. Sie werden erndten, was sie gesät; der Geist, den sie gerufen, wird sich zuerst gegen sie wenden, ihren Thron in Staub stürzen und den Szepter ihren schwachen Händen entwinden."

Der Redner machte eine Pause und blickte um sich; fast auf allen Gesichtern fand er einen hohen Grad von Spannung und Theilnahme ausgedrückt, weshalb er ermuthigt fortfuhr.

„Es giebt nur ein Mittel, diesen verderblichen Geist zu bekämpfen, den unheilvollen Ausgang abzuwenden. An uns ist es, die Welt zu retten. Nur der Freimaurerorden trägt in sich die Elemente einer besseren Zukunft, aber zuvor muß er selbst an sich die nöthige Reform vollziehn und eingedenk seines priesterlichen Ursprungs seine eigene Reinigung vornehmen und sich von nun an ausschließlich auf den Glauben stützen. Nicht in den Formen und äußeren Ceremonien, die ich keineswegs verbannt wissen will, sondern in der

Religion besteht seine Kraft und sein Beruf zur Herrschaft, die ihm gebührt. Stürzen wir zunächst die frechen Philosophen, die unter dem Vorgeben, das Volk zu bilden, es irre leiten. An ihrer Spitze steht jener französische Gottesläugner, Voltaire, dessen Freund der König von Preußen ist. Seine verderblichen Schriften, die bereits aus den Händen der Großen in die des Volkes übergegangen sind, tragen den Stempel der Hölle an sich. Aus ihnen und ähnlichen Büchern schöpft jener atheistische Monarch ein Regierungssystem, das nothwendiger Weise dem Unglauben, der Irreligiosität und der Empörung Thür und Thor öffnet und jede Autorität zu untergraben droht. Zu unserem Glücke ist Friedrich alt und lebensmüde; er nähert sich seinem nahen Ende. Um so mehr müssen wir unser Augenmerk auf seinen Nachfolger richten. Dieser fühlt sich verletzt, zurückgesetzt und theilt, wie ich aus sicherer Quelle weiß, in keiner Weise die Ansichten und Grundsätze seines Oheims. Hier ist ein reiches Feld für unsere Thätigkeit, der Anfang und Ausgangspunkt einer großen Zukunft. Allerdings bedarf es, um dies Ziel zu erreichen, der Vorsicht und Feinheit. Aber wir besitzen in unserer Mitte zwei Männer, die dieser Aufgabe vollkommen gewachsen sind. Ihnen vertraue ich, kraft meiner Gewalt als Großmeister der Loge, die große Mission an, sich des

Herzens des preußischen Thronfolgers zu bemächtigen, sein Vertrauen zu gewinnen und ihn für die Zwecke unseres Ordens zu gewinnen. — Reden Sie, Bruder Chrysophiron, ob Sie geneigt sind, diesem Ruf zu folgen?"

Die Augen aller Anwesenden waren jetzt auf den so angeredeten Wöllner gerichtet, der sich von seinem Sitz mit erheuchelter Demuth erhob.

„Ich bin," sagte er mit niedergeschlagenen Blicken, „meines Unwerths wohl bewußt, aber ich baue auf die Hilfe des Herrn, der die Seinigen nicht verlassen wird. In meiner Eigenschaft als Lehrer des Kronprinzen von Preußen, den ich in den Staatswissenschaften zu unterrichten hatte, war ich bemüht, den Samen des Heils in seine bereits empfängliche Seele auszustreun, und ich darf wohl sagen, daß es mir mit Hilfe des Heilands gelungen ist, ihn für die gute Sache und den Glauben zu gewinnen. Er ist in den Bund der leuchtenden Brüder Freimaurer unter meiner Leitung eingetreten und ein eifriger Geselle geworden, der fleißig an dem Tempel Salomonis arbeitet. Sein gläubiges Gemüth durstet aber nach höherer Offenbarung, nach dem überirdischen Manna, weshalb er auch Rosenkreuzer geworden ist. Weit entfernt, dem Beispiele seines fürstlichen Oheims zu folgen, verwirft er die seichte Aufklärung des Jahrhunderts, vollkommen überzeugt, daß nur in der Religion für ihn

das Heil und die Vergebung seiner Verirrungen zu finden sei, denen seine gute, aber weiche Natur nur zu häufig noch verfällt."

„Um so besser," schaltete Gugumos dazwischen ein. „Die Schwächen der Könige sind Handhaben für den Weisen. Nur der Sünder, der Reue empfindet, sehnt sich nach dem Trost der Religion. Das weiche, leicht bewegliche Gemüth des Prinzen macht es Ihnen um so leichter, auf ihn einzuwirken."

„Dennoch," wandte Wöllner dagegen ein, „dürfte die mir gestellte Aufgabe fast das Maß meiner geringen Kräfte übersteigen. Außerdem möchte auch meine bürgerliche Herkunft mir hinderlich sein, dem Prinzen so oft zu nahen, als dies nöthig ist, um einen fortdauernden Einfluß auf ihn auszuüben. Dazu dürfte sich nach meiner Meinung ein adliger Bruder besser eignen."

„Sie haben Recht," entgegnete Gugumos, „und wir brauchen nach der geeigneten Persönlichkeit nicht erst weit zu suchen. Der leuchtende Meister Bischofswerder ist, wenn ich nicht irre, mit dem Prinzen aus früherer Zeit bekannt; er hat ihm, wie ich weiß, manchen wesentlichen Dienst geleistet. Darum glaube ich, daß es ihm nicht schwer fallen wird, wieder in seine Nähe zu kommen. Es soll ihm nicht an den nöthigen Empfehlungen mangeln, da der Orden am preußischen Hofe einflußreiche Verbindungen besitzt.

Unser Bruder wird am besten wissen, was er zu thun hat, und die Wichtigkeit der ihm anvertrauten Mission begreifen. Es ist dies der erste Schritt zu jener Weltherrschaft, die dem Orden von Rechts wegen gebührt. Haben wir erst in Preußen festen Fuß gefaßt, das Ohr des Thronfolgers für uns gewonnen, so wird es uns nicht schwer fallen, nach und nach das Uebel an der Wurzel zu fassen, die Irrlehren, welche Friedrich begünstigt, auszurotten und eine neue, bessere Zeit herbeizuführen; dann wird es uns gelingen, das verkündigte Reich Gottes zu gründen und für immer aufzurichten."

Länger konnten die preußischen Mitglieder der Loge ihren bisher unterdrückten Unwillen nicht zurückhalten. Statt der gehofften Offenbarungen über den eigentlichen Zweck des Ordens erblickten sie plötzlich ein Gewebe von kühnen Intriguen und verruchten Plänen. Es wurde ihnen mit einem Male klar, daß es auf nichts Geringeres abgesehn war, als alle Fortschritte des protestantischen Geistes und des Jahrhunderts zu vernichten, das Volk in die Nacht einer mittelalterlichen Barbarei zurückzuführen. Am meisten aber fühlte sich ihr Patriotismus durch die gehässige Art und Weise verletzt, mit der von ihrem großen Könige, dem Begründer der Aufklärung und Toleranz, dem Helden und Retter des Vaterlandes, gesprochen wurde.

Dies ruhig zu dulden, dünkte ihnen Hochverrath, wo nicht offene Empörung.

„Wir haben genug gehört," rief der edle Schubart entrüstet, „und wissen jetzt, was unsere Gegner beabsichtigen. Es ist Zeit, daß wir ihnen die Larve, welche sie zum Glücke selbst gelüftet, von ihrem Gesicht reißen und sie bei ihrem wahren Namen nennen; sie länger noch zu schonen, wäre Verrath am Vaterlande, an unserem großen König, dessen lichtvolle Regierung diesem Nachtgevögel freilich ein Gräuel sein muß. Ich nehme keinen Anstand, ihnen den Handschuh in's Gesicht zu schleudern, sie sind sammt und sonders nur verkappte Jesuiten, Wölfe in Schaafskleidern, die sich in den Orden eingeschlichen haben, um uns das Joch des Katholicismus, die Herrschaft des Papstthums wieder aufzunöthigen. Wer kann noch daran zweifeln, nachdem wir aus dem Munde dieses Grafen Gugumos Worte vernommen haben, wie sie nur der Jesuitismus predigt? Was er lehrt, ist Abfall von dem Wesen des Protestantismus, Verleugnung der Wahrheit, des Fortschrittes und aller Bildung; was er vorschlägt, Aufruhr und Verrath. Das sind dieselben Grundsätze, welche schon unsägliches Unheil über die Welt gebracht haben. Laßt Euch nicht täuschen, leuchtende Brüder! Hinter der gleißnerischen Maske lauert der alte Geisteszwang, die

Glaubenswuth, die Inquisition mit allen ihren Scheußlichkeiten."

Auch der Doktor Zinnendorf ergriff das Wort und eiferte mit derselben Heftigkeit gegen Gugumos, den seine Freunde vergebens zu vertheidigen suchten.

„Wer ist dieser Mann?" rief der Meister vom Stuhle der Berliner Loge. „Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Abenteurer das Vertrauen der Brüder mißbraucht. Soll ich Sie an den verwegenen Schröpfer erinnern, der erst jüngst seinen Betrug mit dem Leben büßte und die rechte Strafe an sich selbst vollzog. Sie Alle kennen die Geschichte jenes gemeinen Schwindlers Becker, der unter dem Namen Johnson a Fühnen den Orden hinterging und sich mit der Kasse desselben aus dem Staube machte. Auch dieser rühmte sich im Auftrage der „unbekannten Oberen" zu handeln und prahlte ebenfalls mit geheimen Offenbarungen. Solche Erfahrungen fordern zur Vorsicht auf."

Bei diesen Beschuldigungen erblaßte der Graf, aber bald hatte er sich wieder gefaßt, um seinen Ankläger zu widerlegen.

„Ich berufe mich," entgegnete er stolz, „auf die vorgelegten Zeugnisse, die geprüft und richtig befunden sind. Braucht es da noch anderer Beweise?"

„Und ich," fügte Herr von Hund hinzu, „bürge

für den Grafen Gugumos, dessen hohe Familie mir wohlbekannt ist."

„Wir Alle bürgen für ihn!" riefen einstimmig die anwesenden Rosenkreuzer.

„Wenn ich auch zugebe," fuhr der Redner fort, „daß Graf Gugumos der ist, für den er sich ausgiebt, so folgt daraus noch nicht, daß wir seinen „unbekannten Oberen" Gehorsam schuldig sind. Es dürfte wohl an der Zeit sein, daß der Schleier endlich fällt, daß wir wissen, woran wir mit ihnen sind. Ich wiederhole es noch einmal, daß diese verborgene Leitung nach Jesuitismus aussieht. Verlangt doch dieser Templer-Orden ebenfalls eine unbedingte Unterordnung seiner Mitglieder unter den Befehlen der Oberen, ein Aufgeben des eigenen Willens, wie er von uns hier verlangt wird. Wer sind aber jene Männer, denen wir blindlings vertrauen sollen; welche Grundsätze leiten sie, welche Zwecke verfolgen sie? Ich verlange Aufschluß darüber für mich, wie im Namen aller der Brüder, welche nicht länger ein Spielball schlauer Intriguanten bleiben wollen, die im Dunkeln ein gefährliches Ziel verfolgen."

„Noch ist die Zeit nicht gekommen," antwortete Gugumos, der seine feste Haltung trotz aller Angriffe behauptete. „Jene „unbekannten Obern" können noch nicht offen hervortreten, aber sie wirken im Geheimen

für das Beste des Ordens, der ja selbst allen Uneingeweihten ein Geheimniß ist und bleiben muß. Es heißt die Freimaurerei in ihren Grundfesten angreifen, wenn man den sie verhüllenden Schleier gewaltsam abreißen will. Jeder höhere Grad hat seine eigene Ceremonien, sein besonderes Wissen, seine eigenthümlichen Embleme, von dem der niedere Grad keine Ahnung haben darf. Seit ewigen Zeiten bestand dies Gesetz und wenn wir es zerstören wollen, so fällt das ganze Gebäude. Der Lehrling hat den Gesellen, dieser den Meister über sich und über Alle stehen unsere Oberen. Was thut der Name zur Sache? An ihren Werken sollt Ihr sie erkennen!"

„Aber gerade diese Werke," entgegnete Bruder Schubart aus Berlin, „müssen uns mit Mißtraun erfüllen. Was man von uns jetzt fordert, widerspricht dem Geiste der wahren Freimaurerei, welche den Fortschritt und das Beste der Menschheit will."

„Und wer sagt Ihnen, daß wir nicht dasselbe wollen?" fragte Gugumos. „Das Ziel ist dasselbe, wenn auch die Wege dahin verschieden sein können. Auch wir haben nur das eine Streben, die Menschheit glücklich zu machen. Zu diesem Zwecke aber bedarf es vor allen Dingen der Autorität, des Glaubens, die unsere Gegner verspotten und für immer aus dem Herzen des Volkes verbannen möchten. Der Kampf

ist so alt, als die Welt steht, und kann nur mit Hilfe des Ordens seine endliche Lösung finden. Unsere heilige Aufgabe ist es, die endliche Versöhnung herbeizuführen, den Zwiespalt der Religion mit dem Wissen auszugleichen und dieses Ziel allein ist das höchste und einzige Mysterium des Ordens."

Offenbar war der Redner bemüht, den ungünstigen Eindruck seiner früheren Worte zu verwischen, was ihm auch zum Theil gelang, indem sich die aufgeregten Gemüther einigermaßen beruhigten. Diesen Zeitpunkt hielt der Oberhofprediger Starke für günstig, um ebenfalls in versöhnendem Sinne zu sprechen und Gugumos zu Hilfe zu kommen.

„Leuchtende Brüder!" begann er im salbungsreichem Ton. „Ich bitte und beschwöre Sie bei Allem, was uns heilig ist, meinen Worten Gehör zu schenken. Soll die Loge, das Symbol der Brüderschaft und Eintracht, zum Tummelplatze wilder Leidenschaften werden? Sind wir nicht ein Bund von Brüdern, ist es nicht unser Beruf, alle religiösen Spaltungen zu beseitigen und den ewigen Frieden, den der Herr den Seinigen verheißen, herbeizuführen? — Innerhalb des Ordens sollen die getrennten Parteien miteinander verschmelzen, jeder Unterschied der Religion und des Glaubens aufhören. In dem Tempel Salomonis beten alle Bekenntnisse zu dem großen Architekten; Katholiken und Pro-

testanten, alle Sekten müssen hier nur eine Kirche bilden und den unglückseligen Streit für immer zum Schweigen bringen. Das ist das Ziel, wonach wir streben, die hohe Aufgabe, woran alle wahren Maurer unablässig seit ihrem Ursprung arbeiteten und noch jetzt arbeiten. Haben nicht die Besten aller Zeiten, die erhabensten Denker der Menschheit im gleichen Sinne gedacht, geschrieben und gewirkt? — Schon der große Leibnitz hat die Idee einer solchen Universalreligion aufgestellt. Gewiß wird Keiner unter uns diesen berühmten Philosophen für einen Finsterling, oder verkappten Jesuiten halten. Welcher Deutsche empfindet nicht, wie er, den tiefen Schmerz über den religiösen Zwiespalt, der die deutschen Bruderstämme auseinander reißt, unendliches Elend bereits über unser Vaterland gebracht hat und noch zu bringen droht? Aber noch weit schlimmer, als diese beklagenswerthe Trennung, ist die Pest jener seichten Aufklärung unserer Tage, der religiöse Indifferentismus des gegenwärtig lebenden Geschlechts. Besser Kampf und blutiger Streit, als diese Gleichgiltigkeit für das Heil unserer Seele! Was soll aus der Welt, aus uns Allen werden, wenn das Gift immer weiter und weiter frißt? Sehen Sie denn nicht, wie sich alle heiligen Bande lösen, wie die Empörung und der Aufruhr im Stillen um sich greift und täglich wächst? — Bald giebt es keine

Autorität mehr für das Volk, das, von einer Rotte frecher Scribenten aufgestachelt und angeführt, weder Thron noch Altar mehr respektirt und ohne Scham und Scheu sich gegen jedes menschliche und göttliche Gebot auflehnt. Ich bin weit entfernt, den König von Preußen anzuklagen, daß er absichtlich einen solchen Zustand der Dinge herbeigeführt; er selbst folgt nur dem bösen Zeitgeiste, verleitet von dem gleißenden Schein und dem hochtönenden Namen der sogenannten Toleranz. — Aber das ist nicht die rechte und wahre Duldung, die das Schlechte ruhig trägt und das Unkraut wuchern läßt. Der kluge Gärtner reißt es aus und erstickt es, ehe es noch groß und stark geworden ist, um die bessere Saat zu erdrücken. Das ist nicht die wahre Duldung, die den verderblichen und zündenden Funken fortglimmen sieht. Der gute Hausvater verlischt und vernichtet ihn, ehe er zur Alles verzehrenden Flamme anwachsen kann. Das Beispiel des Fürsten wirkt auf sein Volk zurück und wie der Hirt, so ist auch seine Heerde. Eine Rotte gotteslästerlicher Schriftsteller in Berlin hat es gewagt, die gefährlichsten Irrlehren zu verbreiten. An ihrer Spitze steht der verlaufene Magister Lessing, ein seichter Buchhändler Nikolai und der Jude Moses Mendelssohn. Ihre Schriften haben leider ein nie wieder gut zu machendes Unheil gestiftet. — Ist es daher nicht

unsere Pflicht, das Uebel mit allen uns zu Gebote stehenden Waffen zu bekämpfen? Dürfen wir ruhig zusehn, wie diese Atheisten den wahren Glauben bespötteln, begeifern und verhöhnen. Ist es nicht verzeihlich, sogar vollkommen gerechtfertigt, daß wir unsere Blicke sehnsuchtsvoll auf den künftigen Herrscher Preußens richten, sein Ohr zu gewinnen, seines Herzens uns zu bemeistern suchen, um aus ihm ein Rüstzeug des Herrn, einen Hort der Gläubigen, ein Bollwerk des Glaubens zu errichten? Es handelt sich dabei weit weniger um einen politischen Gewinn für den Orden, als um die Rettung der Gesellschaft von dem sicheren Verderben; denn binnen Kurzem soll und wird es sich entscheiden, ob der Erlöser oder Beelzebub regieren, ob der Himmel oder die Hölle siegen soll?" —

„Nieder mit Satan, mit dem Fürsten der Lüge!" schrie der halbverrückte Mayr mit rollenden Augen, „nieder mit den höllischen Schaaren und den Baalspriestern!"

„Nieder mit den Jesuiten!" riefen dagegen die freisinnigen Logenbrüder, „nieder mit den Finsterlingen und den römischen Knechten!"

Das Zeichen zum Kampfe war gegeben, der jetzt rücksichtslos von beiden Seiten entbrannte; vergebens suchten noch die ruhigeren Brüder den ausbrechenden Sturm zu beschwichtigen. Schubart, Zinnendorf und

ihre Anhänger ließen sich nicht länger zurückhalten; sie erklärten Gugumos für einen Betrüger, den Ober-Hofprediger Stark für einen Kryptokatholiken. Mitten in diesem Aufruhre behielt der Graf seine ganze Fassung. Ungeachtet aller Blicke nach ihm gerichtet waren, blieb er auf dem Throne des Großmeisters ruhig sitzen, die tobende Menge mit seinen stolzen und verächtlichen Blicken messend, wodurch er die gegen ihn vorhandene Erbitterung nur noch mehr steigerte.

„Die Dokumente sind gefälscht", rief ihm der empörte Schubart zu, „Schrift und Siegel nachgemacht. Ich trage auf Ausstoßung des falschen Bruders an."

„Herunter mit ihm!" schrieen die aufgebrachten Gegner. „Er soll sich rechtfertigen."

Gugumos antwortete nur mit einem herausfordernden Lächeln.

„Herunter mit dem Betrüger von dem Throne, den er entweiht," rasten die Berliner Logenbrüder.

Zugleich stürmten die Vordersten mit gezogenen Degen auf ihn los, die Stufen zu dem Sitze des Großmeisters emporklimmend, während die Freunde sich enger um ihn schaarten und mit ihren Leibern ihn zu decken suchten.

In diesem Augenblick ertönte ein furchtbarer Donnerschlag; zugleich erloschen sämmtliche Lichter in dem

Saal, selbst die kleine Lampe auf dem Altar war erloschen.

Es herrschte die tiefste Finsterniß.

„Verrath!“ schallte es aus dem Munde der Gegner.

„Ein Wunder!“ riefen die gläubigen Rosenkreuzer.

Als endlich nach einer geraumen Weile der dienende Bruder mit Licht erschien, war Gugumos verschwunden.

VI.

Die Brüder.

Ich selbst hatte auf ein Zeichen des Grafen die meiner Bewachung anvertraute Maschine in Bewegung gesetzt, wodurch die angegebene Wirkung hervorgebracht wurde. Der Schlag war so betäubend, daß ich nicht einmal bemerkte, wie Gugumos an mir vorüber stürmte, um durch die geheime Thür mit den Seinigen zu entfliehn. Er hatte zu diesem Zwecke im Voraus seine Maßregeln so gut getroffen, daß seine Flucht Allen und selbst seinen nächsten Freunden ein Räthsel blieb. —

Durch alle diese Vorgänge wurde mein Vater allerdings in seinem Glauben erschüttert; seine Vor-

liebe für alle Freimaurer und Rosenkreuzer hatte einen bedeutenden Stoß erhalten. Verdrießlich und verstimmt traten wir unsern Rückweg an; mich schmerzte der Verlust Serena's; ihn dagegen die Täuschung seiner hoch gespannten Erwartungen, die nicht im Geringsten in Erfüllung gegangen waren. Allmälig mochte er wohl zu der richtigen Erkenntniß von dem Werthe seiner alchymistischen Studien und all' der geheimen Wissenschaften gekommen sein; denn seit jener Zeit schloß er sein Laboratorium und ließ Ofen, Gläser und Retorten für immer ruhn. Leider hatte er seinen Irrthum zu spät eingesehn, nachdem er fast sein ganzes Vermögen dieser Spielerei geopfert und große Summen für Leute wie Schröpfer und Consorten verschwendet hatte. — Wir litten jetzt wirklich öfter Noth, was um so drückender war, da mein Vater sich aus angeborenem Stolze nicht entschließen wollte, von Seiten seiner reichen Verwandten nur die geringste Unterstützung anzunehmen. Lieber verkaufte und versetzte er von unserm noch vorhandenen Hausrathe ein Stück nach dem andern; heute wanderte ein Schrank, morgen ein Kleid in die Bude des Trödlers, so daß es ziemlich kahl bei uns aussah. Einen ganzen Monat lebten wir von dem Zobelpelze meines Großvaters, dann kam das goldgestickte Brautkleid meiner Mutter d'ran, dessen Verkauf ihr im Stillen viele

Thränen kostete und in ihrer sanften Seele einen längst gefaßten, heroischen Entschluß zur Reife brachte.

Da sie glaubte, daß der Vater hauptsächlich wegen seiner Mesalliance mit seiner Familie zerfallen sei, so schrieb sie hinter seinem Rücken einen wahrhaft ergreifenden Brief an den älteren, reichen Bruder in Schlesien, worin sie ihm unsere Noth vorstellte und um Hilfe bat. Sie selbst bot sich zum Opfer der brüderlichen Versöhnung dar, indem sie in allem Ernste sich bereit erklärte, in die schon oft von der adelsstolzen Familie verlangte Trennung von ihrem Gatten und den Kindern, die sie innig liebte, zu willigen, um somit die Zukunft und das Glück der Ihrigen zu sichern. Auf das Rührendste bat sie ihren Schwager um die strengste Verschwiegenheit, sie beschwor ihn als Edelmann bei seiner Ehre, meinem Vater von ihrem Entschlusse, wie von dem ganzen Briefe keine Sylbe mitzutheilen.

Einige Wochen vergingen, ehe die Antwort anlangte; der Schwager entschuldigte die Verzögerung mit einem längeren Unwohlsein und fuhr dann folgendermaßen in seinem charakteristischen Schreiben fort: — „mit vielen regrets habe ich aus Ihrem Brief, ma soeur, die deplorablen Verhältnisse meines Herrn Bruders ersehn, die er zum großen Theil selbst déméritirt hat. Aber was einmal passirt

und vorbei ist, läßt sich nicht ändern. Dagegen aber bin ich der opinion, daß ein Baron von Hohenheim nicht in einer solchen misère ferner leben darf und seiner qualité angemessen auftreten muß, wenn er auch seiner eigenen dissipation und folie gegenwärtiges malheur zu danken hat. Der Himmel preservire mich davon, ein solches Opfer zu prétendiren, wie Sie sich bereit erklären, uns zu bringen. Hab' ich auch gewünscht, daß mein Bruder keine mesalliance geschlossen hätte, wodurch er seine ganze famille schwer aigrirt, so weiß ich doch, daß es eine noblesse d'ame giebt, die ich fast noch höher aestimire, als die angeborene. Deshalb will ich auch nichts von ihrem Vorschlage einer separation von meinem Bruder hören; es müßte denn sein, daß Sie triftigere Gründe zu solcher resolution hätten. Daß ich die strengste discretion ihm gegenüber wegen Ihres Briefes beobachten werde, darauf gebe ich meine parole. Ich werde von nun an Sorge tragen, daß mein Herr Bruder nebst famille standesgemäß ferner leben soll. Da mir der Himmel eigene Kinder versagt hat, so wird mich Ihr ältester Sohn für diesen Mangel soulagiren, so Sie nichts dagegen haben. Ich würde selbst gern gekommen sein, um vor meinem Tode meine Verwandten noch einmal zu embrassiren; leider hindert mich daran ein hartnäckiges podagra.

Derohalben wird es mir äußerst angenehm sein, wenn mein Bruder in Begleitung meines neveu mich besuchen will. Zu diesem Zwecke werde ich ihm eigenhändig schreiben und ihn auffordern, zu mir zu kommen. Ich will ihm meinen Wagen zur disposition stellen und die nöthigen moyens zu der Reise schicken. Daß ich dabei mit der schicklichen delicatesse verfahren werde, versteht sich von selber, da wir die leichte irritabilité des Betreffenden von früher her kennen. Sie selbst, ma soeur, empfehle ich aber dem höchsten Schutze des barmherzigen Gottes und verbleibe mit dem größten respect vor Ihren mériten Dero wohlgeneigter und treuer Schwager Gottfried Emmrich Baron von Hohenheim."

Nur mit Mühe vermochte meine gute Mutter ihre Rührung und Freude über den empfangenen Brief zu verbergen. Sie las ihn, so oft dies unbemerkt geschehn konnte, wohl mehr als hundert Mal durch und benetzte ihn mit ihren Thränen; dann legte sie ihn zu ihren theuersten Angedenken, zu ihrem verwelkten Brautkranze und den abgeschnittenen Locken ihrer Kinder, wo er nach ihrem Tode in ihrem Nachlasse gefunden wurde — der schönste Adelsbrief einer edlen Frau und Mutter.

Einige Tage später erhielt mein Vater zu seinem nicht geringen Erstaunen ein Schreiben seines Bru-

ders, worin derselbe ihm zuerst die Hand zur Versöhnung bot und ihn förmlich zu einem Besuche auf das Stammgut der Familie einlud. Er glaubte wirklich nur zu träumen und konnte sich dies unerwartete Entgegenkommen in keiner Weise erklären. Der freundliche Inhalt dieser Zeilen aber brachte eine förmliche Revolution in ihm hervor und schmolz das Eis, welches sich erkältend um sein Herz gelegt hatte. Mit unwiderstehlicher Gewalt brachen die alten Erinnerungen an seine Jugendzeit hervor, die Liebe zur Familie, die so lange geschwiegen, und vor Allem die Zärtlichkeit für seinen wiedergefundenen Bruder. Er wußte nicht, ob er weinen oder lachen sollte, und that daher Beides zu gleicher Zeit; dann umarmte er abwechselnd die Mutter und uns Kinder mit einer schon lange an ihm entbehrten Freundlichkeit.

„Nun," rief er fröhlich, „hat alle Noth ein Ende! Ich bin kein Bettler mehr und meine Familie soll nicht länger darben! Habe ich es nicht immer gesagt, daß mein Bruder das edelste Herz von der Welt besitzt? O! ich bin seiner Liebe gar nicht werth; er ist weit besser, als ich. Hat er mich nicht aufgesucht und mir die Hand zur Versöhnung zuerst gereicht? Gewiß hat er von meiner Lage gehört. Ich möchte nur wissen, wer ihn von Allem unterrichtet hat?"

Meine Mutter wagte ihn nicht anzusehn, nur ein

unaussprechlich feines Lächeln spielte um ihren noch immer schönen Mund. Sie mußte ihn mit Gewalt zurückhalten, daß er nicht tausend neue Thorheiten beging, wie das einmal in seiner leicht enthusiasmirten Natur lag. Dem Briefe des Oheims war eine bedeutende Summe zur Bestreitung der etwaigen Reisekosten und Anschaffung der nöthigen Garderobe beigelegt. Es fehlte nicht viel, daß mein Vater das ganze Geld mit einem Male für kostbare Stoffe und Möbel verschwendete, womit er meine Mutter durchaus beschenken wollte, um sie für die ausgestandene Noth und Entbehrungen zu entschädigen. Sie nahm für sich und die Schwester nur das Unentbehrlichste, während ihr für ihn und mich nichts zu theuer war, damit wir vor den Verwandten in standesmäßigem Aufzuge uns zeigen sollten.

Endlich langte auch der stattliche Reisewagen mit dem Kammerdiener an, um uns abzuholen. Ich war von der bevorstehenden Reise so entzückt, daß ich all' die guten Lehren meiner Mutter überhörte, so wie ihre dringenden Ermahnungen, dem Oheim und sämmtlichen Verwandten artig die Hand zu küssen und jeder Zeit den größten Respekt zu erweisen. Ja meine kindische Freude war so groß, daß ich nicht den geringsten Schmerz über die lange Trennung von ihr empfand, da sich voraussichtlich unsere Abwesenheit auf mehrere

Wochen und selbst Monate ausdehnen konnte. Fast ungeduldig riß ich mich aus ihren Armen, indem ich die Thränen abwischte, mit welchen nicht ich, sondern sie meine Wangen benetzt hatte. Was weiß solch' ein wilder Bursche von der unerschöpflichen Liebe des Mutterherzens? Erst wenn der Mann verlassen, einsam und verrathen in der Welt dasteht, weiß er seinen Verlust zu schätzen. Nach vielen Jahren, als ich an dem Grabe meiner Mutter stand, zahlte ich ihr die um mich vergossenen Thränen reichlich wieder. — Damals hatte ich nur Auge und Sinn für die stolzen, wiehernden Pferde, für den reich gallonirten Kutscher auf dem hohen Bock mit seiner gepuderten Perrücke und dem dreieckigen Tressenhut. Vor allen Dingen aber beschäftigte ich mich mit dem Bilde des mir unbekannten Oheims, unter dem ich mir, nach Allem, was ich von ihm wußte und gehört hatte, einen mindestens noch einmal so großen Mann wie meinen Vater vorstellte, angethan mit Sammet und Seide und über und über mit Gold bedeckt.

Während ich diesen Phantasien nachhing, überließ sich mein Vater nicht minder lockenden Gedanken, indem er sich die Freude des Wiedersehns von Seiten seines Bruders und der übrigen noch lebenden Familie ausmalte. Dabei war er trotz seinen Schwärmereien genug praktischer Weltmann noch, um die möglichen

Folgen der bevorstehenden Annäherung und einer vollständigen Versöhnung einzusehn. Sein Bruder hatte, wie er wußte, keine Kinder; die großen Besitzungen und Reichthümer mußten daher den nächsten Verwandten zufallen. Außer ihm besaß er nur noch eine Schwester, die verwittwete Freifrau von Angern, deren Mann mit Hinterlassung eines, zwar nicht bedeutenden, aber doch zum Leben vollkommen ausreichenden Vermögens und einer einzigen Tochter, vor Kurzem erst gestorben war. In der Familie der Hohenheims wurden stets die männlichen Erben vor den weiblichen bevorzugt und schon längst beabsichtigt, die vorhandenen Güter zu einem Majorat zu vereinigen. Dieser Plan hatte besonders meinen Oheim viel beschäftigt, er wurde immer wieder von ihm aufgenommen, später aber wegen des indeß eingetretenen Zwistes mit dem Bruder bei Seite gelegt. Es war daher mehr als wahrscheinlich, daß unter den jetzigen veränderten Umständen die alten Ideen wieder auftauchen würden. Im Geiste sah mein Vater das Majorat bereits gegründet und mich als den zukünftigen Erben desselben, obgleich er nichts weniger als eigennützig war. — Jetzt erst erschien ihm das plötzliche Entgegenkommen des ältern, kinderlosen Mannes vollkommen erklärlich. Dieser konnte gar keine andere Absicht haben, als den Glanz und das Ansehn der Familie durch Stiftung

des Majorats zu erhöhn. In der That kamen diese Vermuthungen und still gehegten Hoffnungen der Wahrheit ziemlich nahe, da mein Oheim seinen Lieblingsplan keineswegs vergessen hatte, wobei er allerdings auf meine geringe Person mit rechnete.

Nach einer mehrtägigen Reise langten wir endlich auf dem Stammgut der Familie wohlbehalten an. Dasselbe lag am Fuße des Gebirges in einem fruchtbaren Thale; schon von Weitem glänzte uns das stattliche Schloß entgegen, welches auf einem grünen Hügel stand, umgeben von einem weitläufigen Park. Bei dem wohlbekannten Anblicke füllte sich das Auge meines Vaters mit Thränen; ein mir gänzlich fremdes Schauspiel, da der ernste Mann nur selten, oder fast nie die Herrschaft über seine Empfindungen verlor. Mit unverkennbarer Rührung betrachtete er jeden Baum, jeden Stein am Wege, die er wie alte Freunde begrüßte. Er zeigte mir die Spielplätze seiner Jugend und sprach mit mir von seiner Vergangenheit, wobei der Ton seiner Stimme einen unbeschreiblich weichen und rührenden Klang annahm. —

Vor dem Dorfe ließ er den Wagen halten; er wollte durchaus die kurze Strecke bis zum Schlosse zu Fuß zurücklegen. Eine blühende Allee von alten Kirschbäumen führte bis zu dem eisernen Thor, vor dem zwei große Löwen, das Wappen der Hohenheim's

in ihren Tatzen hoch emporhaltend, Wache hielten. Mit pochendem Herzen stiegen wir zu der Terrasse empor, auf welcher das alte Gebäude stand. Ich konnte bemerken, wie die Kniee meines Vaters zitterten; auch ich war trotz meines gewöhnlichen Leichtsinnes mehr als sonst bewegt. Es muß doch ein eigener Zauber an dem Heimathsboden, an der Familienwiege haften. Verborgene Geister umschweben uns, wenn wir den heiligen Boden unserer Väter betreten. Scheint es doch, als ob sich hundert unsichtbare Arme uns entgegenstreckten, uns bekannte, liebe Stimmen heimlich grüßten. Woher kommt diese Sehnsucht, die den Greis nach vielen Jahren der Abwesenheit zu seiner Geburtsstätte zieht, die den Einzelnen wie ganze Völkerstämme tief bewegt? Nach mehr als tausendjähriger Trennung blickt der fromme Jude nach Jerusalem und seine Augen werden feucht, wenn er der heiligen Stadt gedenkt. Der unstätte Wilde Nordamerika's, von den Weißen aus dem Erbe seiner Väter vertrieben, kehrt in stiller Nacht zurück, um an dem Grabe der Väter zu weinen.

Ein nie gekanntes Heimathsgefühl erfaßte auch mich trotz meiner Jugend bei dem Anblicke des alten Ahnensitzes, dessen Fenster, von der Abendsonne beleuchtet, mir wie freundliche Augen entgegenstrahlten, dessen geöffnete Pforten uns gastlich willkommen hießen.

Es war ein echtes Herrenhaus, noch aus der guten, alten Zeit mit einem entschieden ausgesprochenen Charakter, obgleich ein moderner Architekt Vieles daran auszusetzen gehabt hätte, da die Laune und der Geschmack der verschiedenen Besitzer sich eben nicht besonders um die Regeln der Baukunst gekümmert haben mochten. Von Styl und Symmetrie war keine Rede, wenn auch das Ganze sich der Bauart der Renaissance-Periode noch am meisten näherte; dafür aber entschädigte eine gewisse imponirende Dauerhaftigkeit und Solidität. Diese Mauern sahen aus, als könnten sie noch viele Jahre dem Sturme der Zeiten trotzen, Pfosten und Thüren waren von starkem Eichenholz, das Dach mit Kupfer gedeckt und mit einer Kuppel versehn, auf der sich als Windfahne die Figur einer Fortuna drehte. Auch fehlte es nicht an allerlei Zierrathen und Ausschmückungen im Geschmacke jener Tage, da gab es Karyatiden, grimmig aussehende Männer und vollbusige, kolossale Frauengestalten aus Sandstein, welche einen zierlichen Balkon von vergoldetem Eisen trugen, von dem man die Aussicht auf das darunter liegende Dorf und das blaue Gebirge im Hintergrunde genoß. Die Terrasse selbst war mit großen Orangebäumen besetzt, zwischen denen antike Urnen und zopfige Nympfen und Götter standen, gerade keine Meisterwerke der damaligen Bildhauerkunst, aber doch nicht

ohne Wirkung. Das Alles sprach für den Reichthum des gegenwärtigen Besitzers und verfehlte nicht, einen gewissen Respekt dem Beschauer einzuflößen.

Zu dieser Umgebung passte die zahlreiche Dienerschaft in reicher Livrée, Amtleute, Wirthschafter und Wirthschafterinnen, Vorreiter, Thürhüter, Jäger und Läufer, welche sich auf dem geräumigen Hofe und in den weiten Gängen und Hallen des Schlosses herumtrieben; ein kleiner Hofstaat, wie er früher selten bei einem reichen, schlesischen Magnaten fehlen durfte. Ich gestehe, daß das Bild meines Oheims, das ich mir entworfen hatte, in demselben Maße zu ungeheueren Dimensionen anwuchs, als ich mich ihm näherte. Mit abgezogenem Hute und in der devotesten Stellung der Welt, die mir erst nicht mein Vater zu empfehlen brauchte, erwartete ich die Erscheinung des Gewaltigen.

Endlich kam er uns entgegen, von unserer Ankunft durch den vorausgeeilten Kammerdiener in Kenntniß gesetzt. Auf zwei große, starke Diener gestützt, wankte uns ein kleiner, schwächlicher Mann in einen weiten, seidenen Schlafrock gehüllt, entgegen, der ihm um die dünnen, von Gicht gelähmten Beine schlotterte. Sein gefurchtes Gesicht verrieth einen großen Grad von Gutmüthigkeit, aber auch von Schwäche. Man sah es ihm an, daß er seine natürliche Rührung gewaltsam niederzukämpfen versuchte, um sich nichts in seiner Würde zu vergeben.

„Voila mon frère!“ rief er meinem Vater entgegen, indem er ihm die zitternde Hand entgegenstreckte. Dieser ließ sich aber nicht von dem etwas förmlichen Empfange zurückhalten und drückte herzlich den Bruder an seine Brust, was ihm einen leisen Schmerzensschrei entpreßte.

Eine Weile starrten sich Beide an, als wollten sie in den verwitterten Zügen die Erinnerung an ihre Kindheit lesen. In ihren Augen und Mienen zuckte es wunderbar; die Geister der Vergangenheit trieben da ihr Spiel und erzählten sich von alten Geschichten und Mährchen. Begrabene Erinnerungen wachten wieder auf und feierten ihre Auferstehung, verjährte Gefühle trieben neue Knospen und Blüthen; alle guten und bösen Stunden voll Liebe und Groll, voll Zärtlichkeit und Unmuth zogen an ihnen vorüber wie helles Sonnenlicht und dunkle Wolken. Die vernarbten Wunden brachen wieder auf und bluteten im Stillen, aber der Engel der Versöhnung träufelte seinen milden Balsam darauf, daß sie sich schnell wieder schlossen. Das Andenken an die verstorbenen Eltern füllte vollends die noch bestehende Kluft zwischen Beiden aus, so daß sie sich noch einmal, und dies Mal ohne Rückgedanken, in die Arme sanken und lange, lange fest umschlungen hielten, als wollten sie sich nie mehr verlassen und die kurze Strecke bis zum Grabe gemeinsam gehn.

„Wie ähnlich Du der verstorbenen Mutter siehst!" sagte mein Oheim, indem er eine Prise aus der goldenen Dose nahm, um seine von Neuem aufsteigende Rührung zu verbergen.

„Und Du dem Vater. Ist es mir doch, als sähe ich ihn leibhaftig vor mir stehn, nur daß er um einige Zolle größer war als Du."

„Daran ist das verwünschte Podagra Schuld; es hat mich so zusammengezogen."

Erst jetzt wandte sich mein Oheim nach mir um. Ich machte die mir vorgeschriebene Reverenz und sagte meinen eingelernten Gruß ohne zu stocken.

„Ah, mon neveu!" sagte er freundlich. „Ich habe ihn mir nicht so groß vorgestellt; er schlägt ganz nach unserer famille. Das Blut der Hohenheim's verleugnet sich nicht."

Zugleich faßte er mich am Kinne, als wollte er meine Züge noch genauer prüfen, um sich von der eben ausgesprochenen Wahrheit zu überzeugen.

„En vérité!" fügte er mit wohlwollendem Lächeln hinzu, „er ist ein echter Hohenheim. Was sagen Sie, ma soeur?"

Diese Frage war an eine ältliche Dame gerichtet, welche unbemerkt näher gekommen war, um uns ebenfalls zu begrüßen. Statt zu antworten, stürzte sie mit affektirter Zärtlichkeit in die Arme meines Vaters,

wobei eine Wolke von Puder aus ihrer hohen Frisur aufflog.

„Unser Bruder," sagte sie mit süßlicher Stimme, „scheint mich nicht zu kennen. Sollte ich mich so sehr verändert haben?"

„Wie, Du wärst —"

„Schwester Louise —"

„Freifrau von Angern," ergänzte der Oheim, „die so gütig ist, die honneurs meines vereinsamten Hauses zu machen und dem verwittweten Bruder Gesellschaft zu leisten."

„Und hier meine Tochter Constance. — Komm', mein Kind! Begrüße Deinen oncle und Deinen cousin!"

Bei diesen Worten deutete sie auf ein zierliches Mädchen, das um einige Jahre jünger war als ich, mit schwarzen, funkelnden Augen und einem kleinen spöttischen Munde, der zum Küssen war. Meine Cousine machte zuerst meinem Vater einen graziösen Knix, wie ihn kein Tanzmeister besser zu Stande gebracht hätte, worauf sie mir mit dem Anstande einer vollendeten Dame die Hand reichte und mich in französischer Sprache willkommen hieß. Ich war so verlegen, daß ich ihr nichts zu antworten wußte und sie kaum anzublinzeln wagte. Mein tölpelhaftes Benehmen mußte ihr jedoch sehr lächerlich vorkommen; denn

sie biß sich auf die schwellende Unterlippe mit den weißen Mausezähnchen, um mir nicht in's Gesicht zu lachen, wozu sie, wie es schien, die größte Lust hatte. Ein strenger Blick aus den Augen ihrer Mutter verhinderte diesen Ausbruch ihrer spöttischen Fröhlichkeit; alsbald machte sie mit einer für ihr Alter höchst wunderbaren Selbstbeherrschung und Fertigkeit das ehrbarste Gesicht von der Welt, als könnte sie kein Wässerchen trüben, während ihr doch der Schalk im Nacken saß und aus beiden Augen hervorguckte.

„Reiche Deinem cousin die Hand!“ kommandirte die Tante, welche mich besonders in Protection genommen zu haben schien.

Sie selbst hatte mit dem einen Arme meinen Vater, mit dem andern den Oheim untergefaßt, indem sie an Beide ihre zärtlichsten Worte und Liebesbeweise fortwährend so unparteiisch richtete, daß Keiner dabei zu kurz kam. Wie angelegentlich erkundigte sie sich nicht nach Allem, was mich und meine bisherige Erziehung anging, wie lobte sie nicht mein gutes Aussehn und meine ungenirte Haltung!

„Das ist angeboren,“ flüsterte sie mit dem verbindlichsten Lächeln von der Welt. „So etwas lernt sich nicht. Ein wahrer Cavalier bringt den Anstand gleichsam mit zur Welt; dazu bedarf es keines Gouverneurs, keiner besonderen Erziehung.“

„Leider hat der arme Junge,“ entgegnete mein Vater, „so gut wie jeden Unterricht entbehren müssen.“

„Und doch hat er sich so herrlich entwickelt. Ja, ja! der Geist springt ihm zu den Augen heraus.“

„Sag' lieber der Uebermuth und die Ausgelassenheit.“

„Was thut das? Ein Junge muß wild sein und sich austoben.“

„Dagegen hätte ich auch nichts, wenn er nur mehr gelernt hätte. Der Bursche ist für sein Alter erstaunlich unwissend und vernachlässigt.“

„So?“ fragte der Oheim gedehnt und machte ein verdrießliches Gesicht. „Das ist mir nicht lieb zu hören, daß mein neveu ohne jede education ist.“

Es war wohl nur Zufall, daß über das Gesicht meiner guten Tante ein kaum merkliches Lächeln wie eine kleine Schlange glitt, um eben so schnell wieder zu verschwinden. Ohne es zu wollen, hatte sie meinem Vater geschickt den Tadel über meine schlechte Erziehung zu entlocken gewußt, den sie selber nicht direkt aussprechen wollte. Sie hatte nicht umsonst einen Diplomaten früher zum Geliebten gehabt, unter dessen Anleitung sie sich nach und nach zu einem weiblichen Machiavelli herangebildet. Mein guter Vater war in die geschickt gelegte Falle gegangen; es sollte nicht der letzte Triumph sein, den ihre Schlauheit

über seine Ehrlichkeit davontrug. Je unwillkommener ihr unser Besuch aus nahe liegenden Gründen sein mußte, desto größer war ihre Freundlichkeit und Zärtlichkeit gegen uns Beide. Es ließ sich denken, daß eine so kluge und auf ihren Vortheil bedachte Frau, wie meine Tante, unsere Gegenwart nicht allzu gern sah und das wieder aufgenommene Projekt einer Majoratsstiftung nicht eben gut heißen konnte; aber sie war eine viel zu gute Christin und eine noch besser erzogene Dame, um uns ihren Verdruß fühlen zu lassen. Sie war im Gegentheil die Güte und Liebe in eigener Person und überhäufte uns mit ihren Aufmerksamkeiten, so daß wir nicht im Geringsten uns über sie zu beklagen hatten. Auch meine niedliche Cousine behandelte mich besonders mit der größten Zuvorkommenheit, nur daß sie sich zuweilen über meine linkische Unbeholfenheit lustig machte, was ich ihr jedoch durchaus nicht übel nahm, da sie mir sonst ganz ausnehmend gut gefiel.

Im Ganzen hatten wir demnach alle Ursache mit der uns zu Theil gewordenen Aufnahme zufrieden zu sein. Zwischen meinem Vater und dem guten Oheim schien das frühere brüderliche Verhältniß vollkommen wieder hergestellt; Beide waren fortwährend bemüht, die alten Erinnerungen wieder aufzufrischen und vermieden mit einer fast rührenden Schonung, jene

streitigen Punkte zu berühren, welche die Ursache ihres langen Zwistes gewesen waren. Nur die liebe Tante brachte einige Male bei der Abendtafel, an der wir uns niederließen, das Gespräch auf meine Mutter, nach der sie sich sehr angelegentlich erkundigte.

„Die gute Frau,“ warf sie so leicht hin, „hat gewiß nur ungern in Euere Reise eingewilligt. Wie schade, daß Du sie nicht mitgebracht hast! Ich hätte gar zu gern die Bekanntschaft unserer Schwägerin gemacht, die nach Allem, was ich höre, das Modell einer bürgerlichen Hausfrau ist.“

„Sie ist ein braves Weib,“ entgegnete mein Vater unbefangen, „eine vortreffliche Mutter für die Ihrigen; sie hat stets Leid und Freud' treu mit mir getheilt. Ich hätte in der That keine bessere Wahl treffen können.“

„Das freut mich,“ fuhr die charmante Tante mit einem bittersüßen Gesichte fort. „Hoffentlich wird uns noch einmal das Glück zu Theil, sie in der Nähe zu bewundern; sie ist gewiß auch sehr gebildet.“

„Sie besitzt gerade so viel Bildung, als eine Frau nöthig hat; sie ist keine Gelehrte, dafür versteht sie die Wirthschaft aus dem Fundament und weiß mit Wenigem auszukommen.“

„Das hat sie gewiß von ihrem Vater gelernt, der, wenn ich nicht irre, mit altem Eisen oder dergleichen

handelte. Die Tochter scheint nicht aus der Art geschlagen zu sein. Ist sie nicht früher Putzmacherin gewesen? Wenn ich sie sehn sollte, will ich sie doch einmal wegen meiner Hauben um Rath fragen."

Mein Vater fühlte den Stich und setzte das Glas Wein, welches er an den Mund führte, so ungestüm nieder, daß das weiße Tischtuch sich roth färbte. — Schon begann die blaue Zornader auf seiner hohen Stirne zu schwellen, da er in gewissen Dingen und am wenigsten über meine Mutter, nicht den geringsten Scherz duldete. Aber auch der gute Oheim, auf den die Worte der Tante eigentlich berechnet waren, machte ein finsteres Gesicht und warf ihr statt des beifälligen Lächelns, das sie erwartet haben mochte, einen so ernsten, strafenden Blick zu, als ihm nur immer möglich war. Die kluge Frau fühlte sogleich, daß sie zu weit gegangen und auf falscher Fährte war, weshalb sie auch mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit zur rechten Zeit einlenkte und dem Gespräch eine andere Wendung zu geben wußte, so daß der Friede zwischen den Geschwistern bald wieder hergestellt war.

Unterdessen hatte ich genügende Zeit gehabt, mit meiner Cousine genau bekannt zu werden, nachdem ich meine anfängliche Blödigkeit glücklich überwunden. Sie kam mir dabei auf halbem Wege entgegen, da sie es in einer für ihr Alter ungewohnten Weise

verstand, mich anzulocken und mit mir zu coquettiren. Constance war in jeder Beziehung ein frühreif entwickeltes Mädchen; ihre funkelnden großen Augen verriethen einen hohen Grad von Schlauheit, sie schienen nicht einem Kinde, sondern einem erfahrenen Weibe zu gehören, wodurch der ganze Ausdruck ihres schönen Gesichtes etwas befremdend Diabolisches erhielt. Unwillkürlich machte sie den Eindruck eines weißen, glatten, geleckten Kätzchens mit seidenweichem Fell und scharfen Krallen an den zarten Sammetpfötchen. Ehe man es sich versah, war man von ihr gekratzt und gebissen; worauf sie wieder ihre früheren unschuldig lächelnden Mienen annahm, so daß man ihr nach wie vor von Neuem traute. Diese dämonische Natur war um so gefährlicher, da sie mit einer wahrhaft zauberischen Anziehungskraft zu gleicher Zeit begabt war; sie besaß eine fast unwiderstehliche Liebenswürdigkeit und Grazie, über die man all' ihre kleinen Bosheiten leicht vergaß und gern entschuldigte.

Ich war natürlich in meiner bisherigen Einfalt einer solchen kleinen Hexe nicht gewachsen, abgesehn davon, daß ein Junge stets einem Mädchen von gleichem Alter in vielen Dingen nachsteht und von ihr stets übersehn werden wird. Diese Ueberlegenheit gab ihr bald die vollständigste Herrschaft über mich, so daß sie mit mir wie mit einem Balle spielte und

mich nach Gefallen lenkte, was meine Tante mit besonderem Vergnügen zu bemerken schien.

Diese verhielt sich den übrigen Theil des Abends meist als passive Zuschauerin, nachdem ihr erster Angriff auf die erneute brüderliche Eintracht mißglückt war. Wahrscheinlich studirte sie im Stillen erst das Terrain, um mit größerem Erfolge in der nächsten Zeit wieder in das Feld zu rücken. Einstweilen begnügte sie sich, die Schwächen des Gegners zu ermitteln und wie ihm beizukommen, was ihr bei der Unvorsichtigkeit und Offenheit meines Vaters gerade nicht schwer fallen konnte. Fast wäre es ihr auch bald nach Tisch geglückt, ihm eine empfindliche Niederlage in der guten Meinung meines Oheims beizubringen, indem sie ihn geschickt auf den großen Preußenkönig zu bringen wußte, gegen den der Onkel noch immer sein altes Vorurtheil bewahrt hatte. Mein Vater war nahe daran, in die von ihr gelegte Schlinge zu fallen, indem er seine Begeisterung für Friedrich auch hier nicht verleugnete.

„Es giebt keinen Herrscher,“ sagte er mit leuchtenden Augen, „der sich mit dem großen König messen kann. Sein Genie hat Preußen groß gemacht“ —

„Leider,“ schaltete mein Oheim verdrießlich ein, „auf Kosten des deutschen Reiches.“

„Bah! Was ist an dem alten Plunder gelegen?

Meinetwegen mag er heute vor morgen zu Grunde gehn. Was kümmert's mich?"

„Aber mich, Herr Bruder. Sie scheinen vergessen zu haben, daß die Hohenheim's des heiligen römisch-deutschen Reichs Barone sind und mindestens von so gutem alten Adel wie diese Hohenzollern."

„Das will ich auch nicht bestreiten; aber heute sind die Hohenzollern Könige von Preußen."

„Per fas et nefas,*) durch Unterdrückung des Adels, durch glückliche Eroberungen."

„Gerade wie die Habsburger auch."

„Ah! Da dürfte doch noch ein großer Unterschied sein. Bei den Habsburgern war die deutsche Kaiserkrone gleichsam erblich. Wie kannst Du nur mit ihnen diese kleinen Markgrafen von Brandenburg, diese Parvenues, vergleichen?"

„Diese Parvenues haben mehr als einmal den stolzen Habsburgern helfen müssen. War es nicht der große Kurfürst, der dem österreichischen Kaiserhause gegen Ludwig dem Vierzehnten Beistand leistete und zum Dank dafür der französischen Politik treulos geopfert wurde? In Ungarn und Italien haben die tapfern Brandenburger gegen die Türken und den Erbfeind der Deutschen für Habsburgische Interessen

---

*) Durch Recht und Unrecht.

ihr treues Blut vergossen. Was war ihr Lohn dafür? Darf man sich dann wundern, daß der schmerzliche Ausruf des großen Kurfürsten, als er sich von seinem kaiserlichen Bundesgenossen verrathen sah, jetzt zur Wahrheit geworden ist? Exoriare aliquis.*) Friedrich der Große ist nun der Rächer österreichischer Treulosigkeit."

„Eine junge, wehrlose Frau zu überfallen", brummte der Oheim, „das war eines Fürsten und Edelmanns gleich unwürdig."

„Und wie hat er," schaltete die Tante ein, „die arme Königin von Sachsen behandelt, weil sie ihm nicht die Schlüssel zu dem geheimen Schrank ausliefern wollte? Sie durch seine Grenadiere zwingen zu lassen, fi donc! So kann nur ein unmoralischer Atheist, ein gottloser Spötter des heiligen Glaubens handeln."

Mein Vater war jetzt nahe daran, die Geduld zu verlieren und in Zorn zu gerathen, was die liebe Tante sicher erwartet hatte, indem sie ihre Minen so richtig zu legen wußte, daß eine Explosion nach ihrer Meinung nicht ausbleiben konnte. Schon sah sie im Geiste den alten Streit wieder auflodern und die Brüder von Neuem miteinander verfeindet. Das Gesicht meines Vaters glühte bereits von Eifer und

---

*) Ein Rächer wird aufstehn.

ultor

Ungarwein, der das Feuer noch anschürte, während der Onkel stumm und finster auf seinen Porzellanteller niederblickte und in seiner Zerstreutheit seine Schnupftabaksdose statt der Zuckerschale über eine kostbare ausländische Frucht ausschüttete, was, da er ein ausgesprochener Gourmand war, seine üble Laune nur noch vermehrte.

Eine Katastrophe bereitete sich vor, die möglicher Weise das ganze projektirte Majorat und alle sich für uns daran knüpfende Hoffnungen schon am ersten Abend in die Luft sprengen konnte, doch der Zufall wendete dies Mal noch glücklich die drohende Gefahr ab. Ermüdet von der Reise, war ich auf meinem Stuhle trotz der verführerischen Nähe meiner reizenden Cousine eingeschlafen; was die kleine Coquette beleidigt haben mußte. Sie beschloß, eine empfindliche Rache an dem dummen Jungen zu nehmen; zu diesem Zwecke hatte sie sich mit einer großen Nadel bewaffnet, mit der sie meine müden Beine so grausam in Berührung brachte, daß ich, wie von einer Natter gestochen, mit einem lauten Schrei emporfuhr, wobei ich den schweren Eichensessel mit großem Gepolter umwarf.

„Was hat es gegeben?" fragte erschrocken der Oheim.

Constance machte hinter seinem Rücken mir ein halb bittendes, halb drohendes Zeichen, so daß ich verstummte und die auf meinen Lippen schon schwebende

Anklage gewaltsam unterdrückte. Ich hätte nichts gegen sie vorzubringen vermocht und wenn es auch mein eigenes Leben gegolten hätte. Der plötzliche Schreck, meine Verlegenheit und mein schlaftrunkenes Aussehn übten jedoch, zusammengenommen, eine so unwiderstehlich komische Wirkung auf den guten Onkel aus, daß er nicht nur seinen Zorn, sondern selbst seine angenommene Würde gänzlich vergaß und in ein lautes, lang anhaltendes Gelächter ausbrach.

„Du bist ein prächtiger Junge, mon neveu!" sagte er, indem er mir einen freundlichen Backenstreich leise gab. „Ich glaube, wir werden bald die besten Freunde werden."

Ich küßte die mir dargereichte Hand, worauf er dem Kammerdiener den Befehl ertheilte, uns nach unseren Zimmern vorzuleuchten.

„Schlaf' wohl, mein Bruder!" fügte er gutmüthig hinzu. „Du hast recht lange nicht unter diesem Dach geschlafen. Ich habe Dir dieselben Apartements anweisen lassen, wo wir vor Jahren mitsammen lagen. Denkst Du noch daran, wie wir im Bette zum Aerger unsers alten Hofmeisters bis spät nach Mitternacht noch plauderten?"

„Ich sehe noch," entgegnete mein Vater, dessen Zorn längst verraucht war, „die lange hagere Gestalt des Magisters mit dem geblümten Schlafrocke und der

weißen Schlafmütze vor uns stehn, in der einen Hand die Nachtlampe, in der andern den unsterblichen Cicero, in dessen Lectüre ihn unser Geplauder gestört hatte.“

Von Neuem lachten die alten Brüder, und über die Erinnerung an den komischen Hofmeister vergaßen sie Friedrich den Großen und Maria Theresia, Habsburg und Hohenzollern; sie waren wieder nur zwei ausgelassene Burschen von fünfzehn bis siebzehn Jahren mit hellen Augen, braunen Locken und frischen Sinnen, zwei lustige Vögel, die sich weder um Oesterreich noch um Preußen kümmerten, sondern nur an die frühern Eulenspiegeleien und Jugendstreiche dachten. Ein Trunk aus dem ewig frischen Jugendbrunnen hatte die letzte Spur ihres Grolls hinweggespült; sie drückten sich beim Schlafengehn wieder die Hände so warm und herzlich, wie vor vielen, vielen Jahren und ein Abglanz jener glücklichen Zeiten leuchtete um ihre eingesunkene Augen und um ihre verwitterten Züge wie silberner Mondschein um bemooste Trümmer und Ruinen.

VII.

Familienleben.

Aehnliche Scenen wiederholten sich, und zwar stets auf Veranlassung der lieben Tante, noch einige Male im Anfange unsers Aufenthaltes auf dem Gute des

Oheims, gingen jedoch stets eben so glückli ohne die wiederhergestellte Eintracht zu störe und nach lernten die beiden Brüder ihre gegens Schwächen und Vorurtheile ruhig ertragen, ohne selben darum gänzlich aufzugeben, wie dies gewöhnli bei längerem persönlichen Umgange zu geschehn pflegt. Der meiste Zank und Streit auf der Welt rührt, nach meiner Ueberzeugung, nur davon her, daß die streitenden Parteien sich von einander absichtlich fern halten und jede menschliche Berührung vermeiden. Ich glaube ganz bestimmt, daß mit der Zeit zwei Todfeinde noch ganz gute Freunde werden müßten, wenn man sie so lange zusammensperrt, bis sie sich näher kennen lernen. Alle Feindschaft beruht zuletzt doch nur auf gegenseitiger Unkenntniß und daher rührenden falschen Auffassungen des Nebenmenschen, während unsere Freundschaft weit öfter in der Gewohnheit und der täglichen Berührung wurzelt, als wir selber glauben. Kommt es erst zu einem Aussprechen der Meinungen, zu einem Austausche der Gedanken, so ist der Friede weit leichter wiederhergestellt, als wenn die Gegner sich im stummen Hasse gegenüberstehn. Das menschliche Wort hat eine wunderbare Macht, es gleicht jener Zauberlanze, welche die von ihr geschlagenen Wunden auch allein zu heilen im Stande ist. —

So erging es auch den Brüdern bei ihrem jetzigen

Zusammenleben; je länger sie miteinander verkehrten, je öfter sie sich von Herzen aussprachen, desto duldsamer wurden sie, desto leichter ertrugen sie den Widerspruch. Ein sicheres Zeichen dieser Umwandlung war gewiß der Umstand, daß sie nicht mehr so ängstlich wie in der ersten Zeit es vermieden, die streitigen Punkte zu berühren. Auch ohne Zuthun der lieben Tante wurden fast täglich diese gefährlichen Materien abgehandelt, ohne daß darunter ihre innige Liebe die geringste Einbuße litt. Ja es war ihnen nach und nach zum Bedürfniß geworden, ihre entgegengesetzten Meinungen miteinander auszutauschen, wobei sie zwar mitunter wieder in den größten Eifer geriethen, so daß der alte Groll von Neuem hervorzubrechen drohte; aber nichtsdestoweniger blieben sie nach wie vor im besten Einverständnisse. Das Zanken und Streiten schien ihnen sogar mit der Zeit Vergnügen zu machen und unentbehrlich zu sein, so daß es nicht bloß bei den schon vorhandenen Meinungsverschiedenheiten blieb, sondern bald noch neue Streitobjecte, man möchte sagen, fast absichtlich aufgesucht und herbeigezogen wurden.

Ein derartiger Gegenstand der Controverse war auch meine geringe Person geworden, da sie sich vielfach mit meiner vernachlässigten Erziehung und mit meinem zukünftigen Lebensberuf beschäftigten, wobei sie selbstverständlich im schneidendsten Widerspruche

miteinander standen. Am schnellsten fand noch eine Einigung wegen meiner pädagogischen Ausbildung statt, indem Beide darin übereinkamen, daß ein tüchtiger Hofmeister für mich angenommen werden müßte, da ich in allen Fächern des Wissens eine wahrhaft himmelschreiende Unkenntniß verrieth. Nur über die zu befolgende Methode des Unterrichts und über die Person meines künftigen Informators herrschten die abweichendsten Meinungen. Während mein guter Onkel besonders an mir jede feinere Lebensart und die nach seiner Ansicht für einen Cavalier unumgänglichen Formen vermißte, redete mein Vater einer mehr wissenschaftlichen, fast pedantisch gelehrten Erziehung das Wort. Der Erstere wollte mir einen Gouverneur aus Paris verschreiben, wogegen der Letztere auf einen Leipziger Magister die Augen richtete. Endlich kam man überein, vorläufig weder den Einen, noch den Andern kommen zu lassen, sondern mich dem mit meinem Onkel befreundeten Pastor des Dorfes anzuvertraun, der in seiner Jugend das Amt eines Hofmeisters in mehreren hochadligen Familien bekleidet hatte und außer in seiner Theologie auch in classicis bewandert war. Dazu kam noch, daß er selbst einen Sohn besaß, der ungefähr mit mir in demselben Alter stand und mit dem ich den Unterricht seines Vaters von nun an gemeinschaftlich genießen sollte.

Weit heftiger entbrannte jedoch der Streit wegen des von mir zu erwählenden Berufs, wobei ich nach der Sitte jener Zeit so gut wie gar nicht gefragt wurde. Mein Onkel hatte mich in kurzer Frist so lieb gewonnen, daß er fest entschlossen war, mich in seinem Testamente zum Universalerben zu ernennen, nachdem er die Erlaubniß zur Stiftung eines Majorats von der Regierung erlangt hatte. — Er sprach sich darüber ganz offen meinem Vater gegenüber aus.

„Mein neveu," sagte er bei dieser Gelegenheit, ist mir so lieb und theuer, als wenn er mein eigener Sohn wäre. Außerdem ist er der einzige männliche Nachkomme in unserer Familie, deren Name und Ansehn nicht aussterben dürfen. Da der Himmel mir Kinder versagt hat, so finde ich es eben so natürlich als gerecht, daß er mein Erbe wird und nach meinem Tode die mir zugehörigen Güter übernimmt."

„Du vergißt, daß wir noch eine Schwester haben, welche eine Tochter besitzt," entgegnete mein Vater voll Uneigennützigkeit.

„Auch für sie soll gesorgt werden. Ich habe ihr einen Theil meines baaren Vermögens zugedacht, dessen größere Hälfte Dir bestimmt ist. Ohnehin wirst Du ja bis zur erlangten Volljährigkeit Deines Sohnes das ihm zufallende Majorat verwalten."

„Hoffentlich wirst Du mich noch überleben,“ sagte mein Vater, von Rührung übermannt.

„Das glaub' ich nicht. Das böse Podagra verläßt mich nicht mehr und ich fürchte, daß ich bald dem alten Feinde unterliegen werde. Darum will ich bei Zeiten mein Haus bestellen und Alles in Ordnung bringen. Ich habe bereits meinem Sachwalter geschrieben, daß er die Angelegenheit regulirt. Ich hoffe, daß mein neveu unserem Namen Ehre machen wird. Deshalb ist es vor allen Dingen nothwendig, daß für seine education mehr geschieht, als bisher geschehn ist. Ich will Dir keine Vorwürfe machen, indem ich gern auf Deine beschränkten Verhältnisse regardire.“

„Leider trage ich einen großen Theil der Schuld. Ueber meine alchymistische Träumereien habe ich den Schatz im eigenen Hause verkommen lassen.“

„Noch ist nichts verloren. Unser neveu besitzt esprit und das ist die Hauptsache. Was er als zukünftiger Majoratsherr braucht, wird er bald nachholen. Ich bin dafür, daß er von einem geschickten Informator vorbereitet ein oder zwei Jahre die Hochschule in Frankfurt besucht, dann auf Reisen geht und die Welt kennen lernt. Kehrt er zurück, so kann er in die diplomatische Carrière treten und einige Zeit am Hofe leben. Ich besitze in Wien noch immer

einige alte Connexionen, der Minister Kaunitz ist mir gewogen, und so kann es ihm nicht fehlen."

„Du vergißt nur, daß wir Preußen sind. Es dürfte schwer halten, die Erlaubniß des Königs zu bekommen. Auch bin ich entschieden dafür, daß der Junge Soldat wird."

„Und ich eben so entschieden dagegen."

„Ich werde doch als Vater zu bestimmen haben, welchen Stand mein Sohn ergreifen soll."

„Und ich erkläre Ihnen, Herr Bruder, daß ich nie meine Einwilligung geben werde, daß er Soldat wird, am wenigsten, daß er in preußische Dienste tritt."

Wieder drohte der alte Zank zwischen den Brüdern auszubrechen, aber zum Glück war Tante Angern nicht zugegen, um durch einige hingeworfene spitze Reden das Feuer zu schüren. Diesmal gab mein Vater aus Liebe für mich nach, da er die reiche Erbschaft mir nicht durch Eigensinn entziehn wollte. Trotz seiner Schwärmereien und seines Enthusiasmus für den großen König besaß er noch immer so viel praktischen Verstand, um die Sache nicht auf's Aeußerste zu treiben.

„Einstweilen," sagte er, „wollen wir den Streit auf sich beruhn lassen. Die Hauptsache bleibt zunächst, daß der Junge etwas Tüchtiges lernt; dann mag er thun, was ihm beliebt.

„Meinetwegen! nur darf er mir nicht Soldat werden und in preußische Dienste treten."

„Aber auch nicht in österreichische."

„Das wird sich finden."

Während sich meine nächsten Verwandten so um meinen künftigen Beruf stritten, der mich noch wenig oder gar nicht kümmerte, durchstreifte ich mit meiner Cousine den Park und die Umgebungen des Schlosses. Als Dritter wurde in unsern Bund der schon erwähnte Sohn des Pastors Remisch, Namens Franz, aufgenommen. Derselbe war ungefähr so alt wie ich, aber sowohl geistig als körperlich mir bei Weitem überlegen. Nie hab' ich später eine ähnlich begabte und zugleich liebenswürdigere Natur kennen gelernt. Er verband mit einer gewaltigen, feurigen Phantasie einen bewunderungswürdigen Verstand und ein angeborenes Talent für alle Wissenschaften, in denen er unter Anleitung seines Vaters bereits bedeutende Fortschritte gemacht hatte, so daß ich ihm gegenüber mir zum ersten Mal meiner gänzlich vernachlässigten Bildung bewußt wurde. Dabei war er keineswegs ein kleiner Pedant oder Bücherwurm geworden, sondern ein frischer, offener Knabe, zu allen lustigen Streichen aufgelegt. Man konnte ihn nicht sehn, ohne ihn lieb zu gewinnen. Ich selbst faßte sogleich eine leidenschaftliche Neigung für ihn, die er auch in demselben

Maße zu erwidern schien. Bald waren wir unzertrennliche Freunde und Spielgenossen. Auch meine Cousine theilte diese Vorliebe in einem hohen Grade und bevorzugte ihn in so auffallender Weise, daß ich anfänglich nicht wenig eifersüchtig auf ihn war. — War es wirkliche Neigung oder nur berechnete Coquetterie, aber meist ging sie an seiner Seite, mit ihm theilte sie jede Näscherei, die sie schlau der Mutter abzuschmeicheln wußte.

Noch erinnere ich mich einer Scene, welche mich mit bitterem Neid und Schmerz erfüllte. Wir spielten im Park unter den alten Bäumen; Constance hatte einen Kranz von Feldblumen gewunden, die wir ihr pflücken mußten. Als sie mit ihrer Arbeit fertig war, setzte sie den bunten Kranz meinem Freunde auf den Kopf, wobei sie ihm einen feurigen Kuß auf die schwellenden Lippen unerwartet drückte, mir dagegen warf sie die noch übrigen Blumenstengel und Grashalme laut lachend in's Gesicht. Im nächsten Augenblicke war sie mit Franz, den sie fast mit Gewalt fortzog, in dem dichten Gebüsch verschwunden; ich konnte aus der Ferne nur noch ihr spöttisches Gekicher hören. Ich gestehe, daß mir dies kränkende Benehmen einen Stich durch das Herz gab; tief verletzt blieb ich zurück und meine Augen füllten sich mit Thränen einer ohnmächtigen Wuth. Weinend warf ich mich auf den grünen

Rasen, die Seele voll finsterer Gedanken; meine Wangen brannten vor Zorn und Scham.

Wie lange ich so düster brütend dagelegen, weiß ich nicht. Plötzlich fühlte ich mich von zwei Knabenarmen umschlungen.

„Ferdinand!" rief eine mir bekannte Stimme.

Es war Franz, der sich von Constance losgemacht und mich aufgesucht hatte. Unmuthig stieß ich seine Freundschaftshand nicht eben sanft zurück.

„Laß mich," grollte ich und wandte mein Gesicht von ihm zürnend ab.

„Nicht eher, bevor Du mir die Hand gegeben hast!"

„Ich gebe meine Hand keinem falschen Verräther. Du hast mich mit Constance ausgelacht; ich will nichts mehr von Euch Beiden wissen."

„Du thust mir Unrecht."

„Geh', oder ich schlage Dich," drohte ich, indem ich nach einem Stein am Boden in meiner blinden Wuth griff.

„Das wirst Du nicht thun," entgegnete er ruhig, mich mit seinen großen Augen anblickend.

Seine Kaltblütigkeit vermehrte nur noch meinen Zorn; ich wußte nicht mehr, was ich that und schleuderte den Stein auf das Haupt des Freundes. Er stieß einen lauten Schrei aus — von seiner Stirn

träufelte das hervorströmende Blut in schweren, rothen Tropfen auf den grünen Rasen. Bei diesem Anblicke erhielt ich erst meine Besinnung wieder zurück, eine Wolke schien vor meinen Augen plötzlich fortgezogen, mein Groll war wie fortgehaucht und hatte sich wieder in die glühendste Liebe umgewandelt. Ich sah nur noch das bleiche Gesicht des armen Franz und die wankende Gestalt, die sich an einen Baumstamm lehnte. Unwillkürlich strömten heiße Thränen über meine Wangen, weinend war ich vor ihm auf die Erde niedergesunken.

„Kannst Du mir vergeben?“ schluchzte ich, indem ich seine Kniee umklammert hielt.

Er lächelte, trotz seiner Schmerzen, die ihm die Wunde verursachte; dies unaussprechlich sanfte Lächeln demüthigte mich vollends, so daß ich kaum die Augen zu ihm zu erheben wagte.

„Es thut ja nicht so weh,“ tröstete er mich freundlich. „Sei nur ruhig! Ich werde es auch keinem Menschen verrathen. Wenn mein Vater mich fragen sollte, will ich ihm nur sagen, daß ich im Laufen hingefallen bin und mich an einem Stein geschlagen habe.“

Es war dies kein geringes Opfer, das Franz mir bringen wollte. Er hatte einen angeborenen Abscheu vor jeder Unwahrheit; mir zur Liebe wollte er sich

sogar zum Lügen entschließen. — Da das Blut noch nicht zu fließen aufgehört, so gingen wir zu dem im Parke befindlichen Brunnen. Er tauchte sein Tuch in das kalte Wasser und ich gab auch das meinige gern her, um die Wunde zu verbinden. Nachdem das Blut endlich gestillt war, setzten wir uns Hand in Hand auf eine nahe Bank, nachdem er mir wiederholt seine Verzeihung meiner Unbesonnenheit versichert hatte. Seit jenem Tage war meine Liebe zu dem Freunde womöglich noch gewachsen. In demselben Maße hatte aber meine Neigung für die niedliche Cousine abgenommen, da ich in ihr die Ursache unseres Zwistes sah. Ja, an die Stelle meiner bisherigen Leidenschaft war eine gewisse Gleichgiltigkeit, wo nicht gar Widerwille getreten. Das durch Constance's Erscheinung in den Hintergrund gedrängte Bild der sanften Serena tauchte wieder mit erneuter Gewalt in meiner Seele auf und ich machte den Freund zum Vertrauten meiner Liebe für das verschwundene Wundermädchen.

Mein verändertes Benehmen hatte jedoch auf meine launenhafte Cousine die entgegengesetzte Wirkung. — Wie sie mich früher zurückgesetzt und auffallend vernachlässigt hatte, so drängte sie sich mir jetzt wieder auf. Wo ich ging und stand, verfolgte mich die niedliche Hexe mit ihrer Zärtlichkeit, die ich entschlossen war heroisch für immer zurückzuweisen. Ich schloß

mich, um der Verlockung zu entgehn, nur noch enger an meinen theueren Franz an, der sich ebenfalls nichts mehr aus der Falschen zu machen schien.

Die Freundschaft zwischen jüngeren Knaben und Mädchen nimmt oft den Charakter und die Heftigkeit der geschlechtlichen Liebe an, deren Vorläufer sie auch in den meisten Fällen ist. Das noch frische und empfängliche Herz lernt gleichsam alle Qualen und Wonnen der eigentlichen Liebe im Voraus kennen. Schmerzliche Eifersucht, süßes Entzücken, schwärmerische Hingebung und höchste Selbstverleugnung erfüllen die junge Brust; nur die schuldbewußte Reue, nur die sinnlichen Verirrungen sind ihr noch erspart, die das spätere Leben mit sich führt. Noch hält der Engel der Unschuld vor den Pforten des Kinderherzens treulich Wache, ehe er von dem versengenden Hauche der glühenden Leidenschaft mit verhülltem Haupte entflieht.

Seit jener Begebenheit liebte ich Franz mit einer ähnlichen Zärtlichkeit, die von ihm getheilt wurde. Wir waren im eigentlichen Sinne jetzt erst die Inseparables geworden, wie uns der gute Oheim im Scherz zu nennen pflegte. Fortwährend steckten wir zusammen, bald durch Wald und Flur schweifend, bald auf dem an das Schloß stoßenden See im zierlichen Boot uns schaukelnd, meist allein, indem wir, ohne uns verab-

redet zu haben, stillschweigend die Gesellschaft der für unsere Eintracht so gefährlichen Constance vermieden.

Welche herrlichen Stunden verlebten wir da in dem grünen Forst, der zu dem Gute des Onkels gehörte! Auf weichem Moose gelagert, träumten wir unter dem Schatten uralter Eichen und Buchen von einer lachenden Zukunft, oder wir lauschten dem Gesange der flötenden Drossel, des munteren Finken hoch über uns in den Gipfeln der Bäume. Zuweilen zog auch Franz ein Buch aus der Tasche und las mir mit von Begeisterung flammenden Augen eine besonders schöne Stelle aus seinen Lieblingsschriftstellern vor, die jetzt längst mit Unrecht in Vergessenheit gerathen sind. Klopstock's erhabener „Messias" erfüllte uns mit heiligem Schauer, während Gleim's „Lieder des Grenadiers" unsere patriotischen Gefühle erweckten und unsere gemeinsame Bewunderung für den großen Preußenkönig womöglich noch steigerten. Unsern höchsten Beifall aber fanden Schiller's damals eben erst erschienene „Räuber", die sich Franz heimlich aus der Bibliothek seines aufgeklärten Vaters zu verschaffen wußte. Ich werde nie den gewaltigen Eindruck vergessen, den diese geniale Verirrung des jungen, Welten stürmenden Dichters auf uns Beide und besonders auf Franz hervorbrachte. Noch sehe ich ihn vor mir stehn, mit dem aufgeschlagenen Buche in der Hand;

seine Wangen glühten, seine braunen, ungepuderten Locken flatterten um das von Enthusiasmus strahlende Gesicht, als er mit pathetischer, vor Bewegung zitternder Stimme die bekannte Rede des Räubers Moor las:

„Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Gesetz hat zum Schneckengange verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus. — Ach! daß der Geist Hermann's noch in der Asche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerls, wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnen-Klöster sein sollen."

Es war, als ob der Geist einer neuen Zeit verkörpert uns erschienen wäre. Wir schwärmten für eine Freiheit, mit der wir Beide damals noch keinen richtigen Begriff verbanden. Das bloße Wort erfüllte uns mit einem nie gekannten, heiligen Schauer. Nur ein Umstand betrübte meinen entzückten Freund, daß er selbst Franz hieß. Am liebsten hätte er seinen Namen abgeschworen und sich von nun an nur Karl genannt.

„Franz," rief er ärgerlich, „Franz heißt die Canaille und gerade so muß ich mich auch nennen. Ist das nicht ein Unglück?"

Es gelang mir, nicht ohne große Mühe, ihn zu beruhigen, indem ich aus meinem Gedächtnisse ihm alle großen und berühmten Männer aufzählte, die wie er Franz hießen. Endlich gab er sich zufrieden und ertrug mit mehr Fassung den Fluch des Schicksals, wie er mit einem tiefen Seufzer seinen Namen bezeichnete. Vorläufig aber ließen wir es nach Anhörung der „Räuber" von Schiller noch unentschieden, ob wir, wie Karl Moor, in die böhmischen Wälder gehn oder Schauspieler werden wollten.

Nur wer wie ich jenes Aufblühn der deutschen Literatur und ihre erst Sturm- und Drangperiode mit durchlebt, kann sich eine Vorstellung von der Wirkung machen, welche das Erscheinen von Schiller's Räubern auf den Geist der damaligen Jugend ausübte. Die ganze revolutionaire Stimmung der Zeit war in diesem Drama ausgesprochen; der frühreife Genius des Dichters rüttelte an den Ketten, welche die später nachfolgenden geschichtlichen Ereignisse mit Gewalt zerreißen sollten; er trug die Fackel, die erst nach Jahren zum Brand wurde. Er lieh dem verborgenen Gedanken das elektrisirende Wort, den begeisternden Ausdruck; die Last, welche auf allen Gemüthern in Deutschland drückte, wurde von dem jungen Titanen kühn abgeworfen; er hatte den Muth, dem allgemeinen Kerker zu entspringen und aus lauter Brust den verpönten

Ruf nach Freiheit auszustoßen. So gering auch vielleicht der ästhetische Werth dieser Jugendarbeit sein mag, so groß war ihr moralischer Eindruck auf die lebende Mitwelt. Es war das Wehen einer neuen Zeit, das aus diesem Werke wie ein frischer Morgenwind uns anhauchte, das stürmische Morgenroth, welches den jungen Tag verkündete, der schneidende Geburtsschrei einer jungen Welt.

Auch wir ließen uns mit fortreißen, vor Allen aber mein Freund, der vielleicht durch Geburt und Erziehung dem Dichter näher stand als ich und eine gewisse Verwandtschaft mit dem Genius besaß. Seine Begeisterung hatte auch mich damals angesteckt und wir begingen hundert Thorheiten, wie sie nur die Jugend in ihrer Schwärmerei begeht, über die aber nur ein kalter Egoist lachen kann. Nach beendigter Vorlesung der Räuber, sanken wir uns gerührt und erschüttert in die Arme und gelobten uns gegenseitig, die Tugend zu lieben und das Laster zu hassen.

„Tod den Tyrannen," rief Franz, „Untergang der Heuchelei und Lügenbrut!"

Hierauf schwuren wir uns unter heißen Küssen ewige Freundschaft, die wir mit unserem Blut besiegelten. Ehe ich ihn zurückhalten konnte, hatte er mit seinem Federmesser sich eine kleine Wunde in die Hand geritzt, indem er mich aufforderte, seinem Bei-

spiele zu folgen. Ich zögerte nicht einen Augenblick und that wie er verlangte. Aus seiner Brusttasche zog er hierauf einen Stift hervor, den er in das strömende Blut tauchte; dann schrieb er auf ein abgerissenes Blatt Papier einen fürchterlichen Eid, wodurch wir uns Beide zu ewiger Freundschaft und Liebe gegenseitig förmlich verpflichteten. Ich mußte ebenfalls mit meinem Blut dies kindische Dokument unterschreiben, welches wir feierlich unter eine alte Eiche vergruben, die wir nur die „Bundeseiche" von nun an nannten.

Abgesehn von diesen leicht verzeihlichen Extravaganzen, welche ganz und gar im Geiste des Jahrhunderts lagen, wirkte mein Umgang mit Franz in jeder Hinsicht vortheilhaft auf mich. Er spornte mich durch sein Beispiel zu größerem Fleiße an, als ich bisher gezeigt, und ich machte auch in der That in den Unterrichtsstunden bei seinem Vater in kurzer Zeit so bedeutende Fortschritte, daß ich selbst und alle Welt darüber erstaunten. Unter solchen Umständen war es aber natürlich, daß ich weit seltener jetzt in die Nähe meines Oheims kam, als dies vielleicht mein Vortheil forderte. Nach einem bekannten Sprüchwort haben die Abwesenden immer Unrecht und so war es auch in meinem Fall. Der gute Onkel hörte zwar nicht auf, mich zu lieben, aber er gewöhnte sich nach

und nach daran, mich seltener zu sehn, ohne darum mich besonders zu vermissen, da meine Stelle wieder vollkommen durch meine Cousine Constance ihm ersetzt wurde. Die kleine Hexe verdoppelte, wahrscheinlich auf Antrieb ihrer Mutter, jetzt ihre Zärtlichkeit für den alten, schwachen Mann, auf dessen Launen sie mit wahrhaft weiblicher Schmiegsamkeit einging, während ich ihn oft in meinem kindischen Knabentrotze verletzt haben mochte. Sie verleugnete ihr ursprünglich wie Quecksilber lebhaftes, bewegliches Temperament und leistete ihm Gesellschaft, wenn er wegen seiner Gicht nicht das Sopha verlassen konnte. Geduldig las sie ihm aus den Zeitungen vor, oder ließ sich von ihm den uralten Stammbaum unserer Familie erklären und von ihrem früheren Glanz berichten. Durch solche kleine Kunstgriffe gelang es ihr, sich bei ihm dermaßen einzuschmeicheln, daß ihm ihre Gesellschaft fast unentbehrlich wurde.

Da der Gichtanfall meines Onkels diesmal länger als gewöhnlich dauerte, so verlor auch mein Vater die Geduld. Er konnte die dumpfe Luft des Krankenzimmers auf die Länge der Zeit nicht vertragen und schweifte viel im Freien herum. Die durch seine alchymistischen Studien unterdrückte Lust am Landleben war mit einem Male wieder in ihm aufgelebt. Er interessirte sich jetzt lebhaft für die Wirthschaft und

brachte viele Stunden des Tages in Gesellschaft des Verwalters auf den ausgedehnten Feldern, in den Ställen und besonders in den zu dem Gut gehörigen Wäldern zu, da er auch ein Freund der Jagd war und nur zu lange dies Vergnügen entbehrt hatte. Der kranke Onkel mußte daher öfters seine Gesellschaft entbehren, worüber er sehr empfindlich war.

Alle diese Umstände wußte die liebe Tante zu ihrem Vortheile geschickt zu benutzen; sie zeigte sich eben so besorgt für die Gesundheit des Onkels, als für die Zerstreuung meines Vaters. „Du kannst," sagte sie zu diesem, „heut' ganz ruhig auf die Jagd gehn. Ich bleibe bei dem Patienten. Er kann es Dir nicht übel nehmen, wenn Du freie Luft schöpfst. Zu Krankenwärtern seid Ihr Männer ohnehin nicht geboren."

Wenn er aber etwa Anstand nahm, drang sie so liebevoll und zärtlich in ihn, daß er zuletzt nachgab und mit der Flinte auf dem Rücken sich entfernte. Wenn er dann spät zurückkam, machte ihm der vernachlässigte Bruder ein verdrießliches Gesicht, das er in seiner Sorglosigkeit kaum bemerkte. Unbefangen theilte er ihm allerlei Vorschläge über die mögliche Verbesserung und rationellere Bewirthschaftung der Güter mit, wobei er sich auf seine chemischen Kenntnisse stützte. Derartige wohlgemeinte Rathschläge

wurden jedoch von dem Kranken meist übel aufgenommen, da derselbe darin nur ein voreiliges Einmischen in seine eigenen Angelegenheiten sah, wodurch seine Empfindlichkeit nur noch vermehrt wurde.

So verloren wir nach und nach eben so viel Terrain durch unsere eigene Schuld, als die Tante mit ihrer Tochter wieder zurückgewann. Dennoch hatte der gute Onkel seinen ursprünglichen Plan keineswegs aufgegeben; nach wie vor war er mit der Stiftung des Majorats beschäftigt, das ich von ihm erben sollte, aber er stieß dabei auf allerhand juristische Schwierigkeiten, welche die Ausführung noch einige Zeit verzögerten. Sein zu Rathe gezogener Sachwalter war ein alter Bekannter meiner Tante, die ihn selbst dringend ihrem Bruder empfohlen hatte. Der würdige Rechtsconsulent war ihr daher für die einträgliche Praxis nicht wenig verpflichtet; seine Dankbarkeit, die sie durch den galvanischen Reiz einiger Goldstücke stets von Neuem auffrischte, veranlaßte ihn, die Interessen seiner Gönnerin so viel als möglich wahrzunehmen und vorläufig die ganze Angelegenheit auf die lange Bank zu schieben.

Diese Verzögerung benutzte meine Tante, um mit einem vermittelnden Vorschlage herauszurücken, der mit der Zeit den vollen Beifall meines guten Oheims fand. Eines Tages, als mein Vater wieder auf die

Jagd gegangen war, brachte sie wie zufällig das Gespräch auf den bewußten Gegenstand, aber nicht etwa in plumper Weise, sondern mit der ihr zu Gebote stehenden Feinheit.

„Ich habe," warf sie leicht hin, „gestern mit dem Pastor gesprochen. Er ist ganz entzückt von den Fortschritten, welche unser neveu bei ihm macht."

„Der Junge hat Talent," eutgegnete er, „und wenn er so fort fährt, kann noch etwas recht Tüchtiges aus ihm werden. Ich hoffe, daß er unserer Familie Ehre machen wird."

„Das hoffe ich auch. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie lieb ich den Jungen in der kurzen Zeit gewonnen habe; ich muß fortwähreud an ihn denken, bei Tag und Nacht beschäftige ich mich nur mit ihm. Weißt Du, was mir dabei eingefallen ist?"

„Laß hören!"

„Nein! Du wirst mich auslachen. Es ist ein zu einfältiger Gedanke, der mir plötzlich über Nacht gekommen ist."

„Genire Dich nicht."

„Ein wahrer Weiberplan. Versprich mir, nicht böse darüber zu werden."

„Es wird wohl nicht so schlimm sein. Ich habe Dich immer für eine kluge Frau gehalten. Vielleicht kann ich von Dir profitiren."

„Siehst Du, da spottest Du schon. Aber willst Du nicht zuvor Deine Medizin nehmen? Ich glaube, daß es Zeit ist.“

Sie nahm die Flasche von dem Nachttischchen und goß den silbernen Löffel daraus voll; worauf sie mit der liebevollsten Miene dem Kranken den vorgeschriebenen Trank reichte.

„Wohl bekomm es Dir,“ fügte sie mit dem wohlwollendsten Lächeln hinzu. „Hoffentlich wird der Anfall bald vorübergehn. Der Appetit scheint sich wenigstens gebessert zu haben. Soll ich Dir Dein gewöhnliches Morgensüppchen bestellen?“

Sie ergriff die Klingel und läutete, worauf sie dem Kammerdiener die nöthigen Befehle ertheilte, wobei sie ihm angelegentlich einschärfte, dem Koch zu sagen, daß er kein Gewürz dazu nehmen sollte.

„Du bist ein Engel,“ sagte der dankbare Patient. „Wie soll ich Dir so viel Liebe und Theilnahme vergelten?“

„Lassen wir das. Mein Gott! es ist nur meine Pflicht, und es macht mir außerdem das größte Vergnügen, Dir Gesellschaft zu leisten.“

„So denken nur Wenige. Freilich Du und die gute Constance macht eine Ausnahme. Wo ist denn das liebe Kind?“

„Gewiß nur auf einen Augenblick zum Gärtner gegangen, um frische Erdbeeren für Dich zu pflücken.“

„Welch' ein Gemüth! Ich habe ihr gar nicht so viel Geduld und Ausdauer zugetraut. Sie weicht den ganzen Tag nicht von meiner Seite."

„Sie liebt Dich aber auch unaussprechlich. Wenn Du wüßtest, wie heiße Thränen ihr Deine Leiden schon entpreßt haben. Das Kind ist durch und durch Gefühl. Fast fürchte ich, daß sie sich zu sehr ihren sentiments hingiebt."

„Und dabei ist sie so charmant; sie unterhält mich äußerst angenehm und besitzt einen Verstand, weit über ihr Alter. Aber willst Du mir nicht Deinen Plan mittheilen?"

„Wie, Du denkst noch immer daran? — Wenn Du ihn durchaus wissen willst —"

„In der That, Du hast mich neugierig gemacht."

„Aber zuvor muß ich eine Frage mir erlauben: hast Du nichts bemerkt?"

„Was sollte ich denn bemerkt haben?"

„Daß die beiden Kinder, nämlich Constance und unser neveu, sich in kurzer Zeit sehr eyb gewonnen haben."

„Das ist mir wirklich noch gar nicht aufgefallen."

„Den ganzen Tag stecken sie zusammen. Was meinst Du? Die Beiden würden ein recht nettes Pärchen abgeben."

„Ein charmanter Gedanke, den Du da hast", entgegnete der gute Onkel, indem er eine Prise nahm.

„Das freut mich, daß Dir meine Idee gefällt."

„Ich finde sie ganz superbe. Offen gestanden habe ich mir der lieben Constance wegen schon Skrupel gemacht. Du weißt ja, wie sehr mir die Gründung eines Majorats am Herzen liegt. Dabei müßte natürlich das arme Kind zu kurz kommen. Wenn sie aber ihren Cousin heirathet, so fällt mein Bedenken fort. Ich will sogleich an meinen Sachwalter schreiben, daß die Sache nicht mehr so eilt."

„Aber was wird unser Bruder sagen?"

„O! ich bin überzeugt, daß auch er ganz entzückt von Deinem Vorschlage sein wird."

„Einstweilen möchte ich jedoch rathen, daß Du ihm noch noch nichts von unserem Plane sagst. Die ganze Angelegenheit ist so delikater Natur, auch müssen wir die Kinder noch genauer beobachten, ehe wir zu einem festen Entschlusse kommen."

Der schwache Oheim stimmte natürlich der lebensklugen Frau bei, von der er sich jetzt vollständig wie ein Kind leiten ließ. Zur rechten Zeit erschien auch noch die kleine Cousine mit den schönsten, frischen Erdbeeren, welche sie selbst gepflückt hatte und mit bezaubernder Anmuth dem Kranken präsentirte.

Meine Aussichten auf das schöne Majorat wurden mehr als zweifelhaft.

VIII.

Das Testament.

Nach und nach erholte sich der Onkel wieder von seinem Gichtanfall, worüber mein Vater die herzlichste Freude empfand, wenn er sie auch vielleicht weniger laut wie die liebe Tante äußerte. Diese hatte zur Feier seiner Genesung, die zufällig mit seinem Geburtstage zusammenfiel, ein großes Fest veranstaltet und dazu fast die ganze adlige Nachbarschaft geladen. Schon am frühen Morgen wurde der Gefeierte von einem Ständchen überrascht, das ihm der musikalische Schulmeister mit seinen Zöglingen brachte. Kaum war der Gesang beendet, so erschien Constance mit einem von ihr selbst gestickten, oder vielmehr heimlich in der Stadt gekauften Ruhekissen von rothem Sammet und goldenen Blumen, worauf noch zwei ebenso reizend gearbeitete Morgenschuhe lagen. Dazu sprach sie ein französisches Gedicht, worin sie dem guten Onkel nicht nur ein langes Leben und dauerhafte Gesundheit wünschte, sondern ihn gleich einem Gotte pries. Hierauf folgte die Tante mit einer eigenhändigen, selbstgebackenen Torte, ein Meisterstück der höheren Conditorei. Das alte Geburtstagskind war so ergriffen,

daß ihm die Thränen in den Augen standen und er vor Rührung kaum einige Worte des Dankes stammeln konnte.

Neben dieser zarten Aufmerksamkeit nahm sich freilich unser schlichter, aber gut gemeinter Glückwunsch ziemlich dürftig aus. An ein Geschenk hatte weder mein Vater, noch ich gedacht, nicht einmal das übliche Carmen war uns beigefallen, was der Onkel, der streng auf Form und Etiquette hielt, gewiß übel vermerkt haben mußte, obgleich er sich darüber nicht offen aussprach. Bei der überaus glänzenden und zahlreich besetzten Mittagstafel unterließ es leider auch der Vater, den erwarteten Toast auf den König des Festes auszubringen, was gewiß nicht aus Mangel an brüderlicher Liebe, sondern nur aus Unbeholfenheit geschah. Statt seiner ergriff der ebenfalls anwesende Sachwalter des Oheims das Wort, indem er in einer ausgezeichneten Rede die großen Verdienste des Gefeierten um Mit- und Nachwelt so klar darthat, daß auch nicht der geringste Zweifel über seine Unsterblichkeit obwalten konnte. Der Beifall war ungeheuer und alle Gäste leerten ihr Glas auf das Wohl des großen Mannes. Ich selbst that dasselbe, und zwar so freudig und so oft, daß mir bald der schwere, ungewohnte Ungarwein zu Kopfe stieg. Als wir vom Tische aufstanden, drehte sich Alles mit mir im Kreise;

ich schwatzte zur Belustigung der Gäste lauter unzusammenhängendes Zeug und beging eine Menge von Tollheiten, durch die ich die allgemeine Aufmerksamkeit, leider nicht in rühmlichster Weise, auf mich zog. So hatte ich, wie ich mich noch heut' erinnere, das Unglück, einer vornehmen Dame ihre kostbare Schleppe durch meine Ungeschicklichkeit zu zerreißen, wofür sie mich laut „einen ungeschickten Schlingel" nannte. — Einen alten Herrn und Jugendfreund des Onkels, der mir durch seine komische Figur aufgefallen war, hatte ich, während er in einer Fensternische sein Mittagsschläfchen hielt, mit einer Serviette an den Stuhl festgebunden, so daß er bei seinem Erwachen nicht ohne Hilfe sich erheben konnte. Kurz und gut, mein Rausch verführte mich zu einer Reihe von Eulenspiegeleien und Ungezogenheiten, die eben nicht dazu dienen konnten, mir einen guten Ruf zu verschaffen. Allgemein galt ich für einen der ungezogensten Rangen, für einen ausgemachten Taugenichts.

Um so größer war das Lob, welches die Gesellschaft meiner wohlerzogenen Cousine einstimmig zollte. Schon bei Tisch hatte sie auf den Wunsch des Onkels das französische Geburtstagsgedicht auf ihn wiederholen müssen, was sie mit der Grazie und dem studirten Ausdruck einer vollendeten Schauspielerin that.

„Superbe, magnifique!" riefen Herren und

Damen und klatschten entzückt mit den Händen stürmisch Beifall.

„Welch' reizende Creatur!" sagte eine frühere Hofdame, das Orakel des feinen Geschmacks in der ganzen Umgegend, „sie besitzt eine tournure, einen Anstand zum Entzücken. Ihre niece, Herr Baron, wird an jedem Hofe fortune machen."

„Der Schlingel," flüsterte der Onkel meiner charmanten Tante leise zu, „ist das Mädchen gar nicht werth. Er ist ein wahrer gamin."

„Jugend hat keine Tugend," beschwichtigte sie; „mit der Zeit wird er sich noch formiren."

„Das wollen wir hoffen!" setzte er mit einem Seufzer über den ungerathenen Neffen hinzu.

Unterdessen war ich in Folge des genossenen Weines in einen traumähnlichen Zustand versunken; ich sah nur noch die Menschen und Dinge wie durch einen Nebelschleier. In diesem Taumel glaubte ich jetzt eine Tanzmusik zu hören, zugleich sah ich wie durch eine Wolke die artige Constance einen Tanz aufführen. Mit lächelndem Gesichte schwebte sie leicht wie eine Elfe um unseren Oheim; unwillkürlich mußte ich bei diesem Anblick an die Tochter des Herodes denken, deren verführerische Züge ich mit grauenvoller Bewunderung mir auf dem Schlosse des Herrn von Hund eingeprägt hatte. Allmälig verwirrte sich mein

Bewußtsein immer mehr, Traum und Wirklichkeit verschwammen vor meinen Augen; ich erblickte meine Cousine noch immer tanzend, während sie in ihren Händen die silberne Schüssel mit dem blutigen Haupte des heiligen Johannes hielt. Wie ich aber genauer hinsah, war es mein eigenes Haupt, das mich mit traurigen Augen anstarrte.

Erschrocken stieß ich einen lauten Schrei aus und sank zu Boden.

Erst am nächsten Morgen erwachte ich mit wüstem Kopfschmerz; an meinem Bette stand mein Vater, der mir eine sehr ernste Strafrede wegen meines gestrigen Betragens hielt und mich besonders vor dem Laster der Trunkenheit warnte, durch das ich mir, wie er mich merken ließ, das Mißfallen des Onkels zugezogen. Ich wagte diesem deshalb den ganzen Tag nicht unter die Augen zu treten und trieb mich theils im Freien, theils in dem Hause des Pastors herum, wo ich zuweilen und auch heute zum Essen blieb. Meine Abwesenheit wurde um so weniger vermißt, da sich der Onkel mit seinem Sachwalter zu einer Berathung zurückgezogen hatte, wobei er nicht gestört sein wollte. Als ich erst gegen Abend zurückkehrte, machte die Tante ein überaus fröhliches Gesicht; sie überhäufte mich und meinen Vater so auffallend mit ihrer Zärtlichkeit, daß ein minder Unbefangener vielleicht Verdacht

geschöpft hätte. Dagegen zeigte der schwache Onkel in unserer Gegenwart eine große Verlegenheit, als drücke ihn das Bewußtsein einer gegen uns begangenen Schuld. Nach und nach aber wußte die Schwester seine etwa in ihm aufsteigenden Gewissensbisse und Bedenklichkeiten wieder zu beschwichtigen, indem sie stets von Neuem auf ihren ersten Plan zurückkam, mich mit meiner Cousine zu verheirathen.

Sie selbst übernahm es, meinen Vater mit diesem von ihr ausgeheckten Projekt eines Tages bekannt zu machen. So sehr er auch anfänglich davon überrascht sein mochte, so war er doch bald damit einverstanden, da er in seiner Großmuth darin den einzigen Ausweg sah, um alle Parteien zu befriedigen. Dem guten Onkel war ein Stein vom Herzen gefallen, als er seine Zustimmung erfuhr; beide Brüder waren ungemein erfreut und der Friede zwischen den Geschwistern schien erst jetzt für immer hergestellt. Im Stillen rechnete aber die kluge Tante sicher darauf, daß die große Erbschaft ihr und der Tochter allein zufallen mußte. Weder ich, noch Constance dachten damals ernstlich an unsere Verbindung, wir waren Beide noch Kinder und keineswegs in einander so verliebt, als sie dem Onkel vorspiegelte. Einstweilen hatte dieser das beabsichtigte Majorat wieder fallen lassen, womit auch mein Vater unter den angegebenen Be-

dingungen ganz zufrieden war, da ihm der Bruder wiederholt die Versicherung gab, ein für uns Alle gleich günstiges Testament abzufassen.

Ich bin auch ganz fest überzeugt, daß der gute, aber schwache Mann sicher sein Wort gehalten hätte, wenn nicht eine Reihe unvorhergesehener Ereignisse dazwischen gekommen wären. Zur Unzeit sah sich mein Vater genöthigt, abzureisen und den schwankenden Bruder gänzlich dem Einflusse der lieben Tante zu überlassen. Der Grund dazu war ein Brief meiner Schwester, worin sie hinter dem Rücken der Mutter meldete, daß diese, seit unserer Entfernung leidend, in der letzten Zeit bedenklich erkrankt sei. Die Nachricht reichte hin, ihn in die größte Unruhe zu versetzen; denn, so wenig er den zärtlichen Gatten spielte, um so mehr war er es, um so tiefer und inniger liebte er seine Frau. Nichts konnte ihn daher, sobald er die Nachricht empfangen hatte, länger zurückhalten, hätte es sich auch für ihn um alle Schätze der Welt gehandelt. In der Tiefe seiner Seele verbarg er einen Reichthum des Gefühls, eine Zartheit der Empfindung, die um so überraschender war, da er sie fast gewaltsam unterdrückte und meist härter und kälter schien, als er wirklich war.

Der bloße Gedanke, meine Mutter zu verlieren, welche zum großen Theil, wenn auch ohne ihre Schuld,

der Grund seines bisherigen Mißgeschicks gewesen war, brachte ihn zur Verzweiflung und kein Opfer dünkte ihn für sie zu groß. Ohne einen Augenblick zu versäumen, schickte er sich in meiner Begleitung zur Heimreise an, obgleich beide Geschwister, und besonders der Onkel, in ihn drangen, erst einen zweiten Brief von meiner Schwester abzuwarten oder wenigstens mich zurückzulassen. Unter keiner Bedingung wollte er sich dazu entschließen, obgleich er in pekuniärer Hinsicht daran gut gethan hätte. Unter zärtlichen Küssen und Wünschen nahmen wir von unseren Verwandten und Freunden einen rührenden Abschied. Die Tante vergoß einen Thränenstrom, der ihr bei solchen Gelegenheiten reichlich zu Gebote stand, Constance mußte mich vor allen Augen zärtlich umarmen und einige einstudirte Redensarten fallen lassen, welche die Hoffnung auf eine dauernde Verbindung aussprachen. Besonders nahe ging mir die Trennung von dem liebenswürdigen Franz; den Abend vor unserer Abreise trafen wir uns noch einmal an der Bundeseiche, wo wir uns von Neuem ewige Freundschaft schwuren.

Leider fanden wir zu Hause die geliebte Mutter in einem hoffnungslosen Zustande. Der Keim eines Brustübels, den sie schon lange mit sich herumtrug, hatte nach und nach während unserer Abwesenheit eine gefahrdrohende Gestalt angenommen. So lange wir

in ihrer Nähe gewesen waren, hatte sie mit weiblichem Heroismus ihre Leiden verheimlicht und ihre häuslichen Pflichten mit der höchsten Selbstverleugnung ausgeübt, um nicht durch ihre Klagen die damals ohnehin schon traurige Lage ihrer Familie noch trauriger zu machen. Ein moralischer Muth ohne Gleichen hatte dabei den Mangel an physischer Kraft ersetzt; sie wollte noch leben und darum lebte sie auch, weil sie die einzige Stütze des ganzen Hauses war und der Vater, in seine alchymistische Studien versenkt, sich um nichts kümmerte. Erst als unsere Verhältnisse durch ihr Dazwischentreten eine, wie sie glaubte, günstige Wendung genommen, fand sie die nöthige Zeit, krank zu sein und zu sterben. Je länger und gewaltsamer sie vorher ihre Schwäche unterdrückt, desto mächtiger ergriff sie jetzt die bisher mit Aufwendung ihrer ganzen Kraft verborgene Krankheit.

Sie gehörte zu jenen seltenen Frauen, die der Himmel zuweilen auf die Erde schickt, um das Dasein der guten Engel zu beweisen. Ihr ganzes Leben bestand in einer Reihe von Wohlthaten, in einer fortlaufenden Kette von Tugenden. An sich dachte sie stets zuletzt; sie war nur für Andere und besonders für die Ihrigen auf die Welt gekommen. All' ihr Dichten und Trachten bezog sich nur auf uns; sie hatte keinen Wunsch für sich allein; ich möchte sagen,

daß sie für sich selbst ohne jedes irdische Bedürfniß war, dies erstreckte sich sogar auf Speise und Trank. Es ist kaum glaublich, wie wenig sie zum Leben bedurfte, so daß es oft schien, als hätte sie keine Nahrung nöthig. Waren wir nur satt, so war sie es auch; waren wir zufrieden, so war sie es mit uns. Sie lebte nur in uns; ihre ganze Existenz wurzelte in ihrer Familie. Blaß und zierlich schwebte sie wie eine verklärte Heilige an uns vorüber, mit dem milden Lächeln um ihre feinen Lippen, mit dem sonnigen Blicke der sanften Taubenaugen, die das reine Blau des Himmels wiederspiegelten. Nie entströmte eine Klage oder ein hartes Wort dem sanften Munde, der nur für Worte der Liebe und Barmherzigkeit geschaffen war. Dennoch gehorchten ihr die Kinder ohne jeden Zwang, überwältigt von ihrer Alles bezwingenden Milde. Sie besaß nicht die Bildung der sogenannten feinen Welt, da sie unter ärmlichen und beschränkten Verhältnissen aufgewachsen war; dafür hatte ihr aber die Natur einen richtigen Instinkt, eine angeborene Feinheit, die ich den Takt eines schönen Herzens nennen möchte, zur Entschädigung verliehn. So steht sie noch immer vor meinem inneren Auge in dem reinen Morgenhäubchen, weiß, wie frischgefallener Schnee; das blaue Band zierlich um das friedlich sanfte Gesicht gebunden, im einfachen, geblümten

Hauskleide, welches keusch und züchtig nur den schlanken Hals und die schmalen, fast durchsichtigen Hände Preis gab, die sie lächelnd unseren Küssen überließ.

Es war ein eben so rührender, als trauriger Anblick, wie sie sich jetzt bei unserer Ankunft mühsam von ihrem Lager mit Hilfe der Schwester aufrichtete, um uns mit dem Anschein der Gesundheit zu täuschen; gewiß die einzige Lüge, die sie sich in ihrem Leben zu Schulden kommen ließ und die ihr sicher auch der liebe Gott verziehen haben wird. Ein flüchtiges Roth der Freude überhauchte ihre blassen Wangen, als sie uns die abgezehrten Arme entgegenstreckte, um uns an ihr zärtliches Herz zu drücken. Mein Vater mußte sich vor Rührung und Mitleid abwenden, um seine Thränen über ihren leidenden Zustand zu verbergen.

„Weine nicht!“ tröstete sie ihn. „Nun ist wieder Alles gut, da ich Dich und meinen Sohn wieder habe.“

Er mußte ihr Alles erzählen, wie es uns ergangen und was sich auf dem Schlosse des Onkels zugetragen.

„Gelobt sei Gott!“ flüsterte sie mit gefalteten Händen, „daß Er Alles so zum Besten gefügt hat. Nun kann ich ruhig von Euch scheiden, da ich Euch geborgen weiß.“

„Wie, Du willst mich verlassen?“ fragte er betrübt, „jetzt, wo alle Noth ein Ende hat? Willst Du

nicht meine Freuden theilen, wie Du meine Leiden stets getheilt hast.“

„Ich klage nicht, mir geht es ja wie Moses, den der Herr geliebt. Auch er durfte nicht das gelobte Land der Väter betreten, das ihm Gott nur aus der Ferne zeigte, damit er sich an dem gesegneten Anblicke labe und mit dem Glücke der Seinigen noch in der letzten Stunde freue.“

Als sie aber zu bemerken glaubte, daß mein Vater nur noch mit Mühe die hervorströmenden Thränen zurückhielt, zwang sie sich heiter zu scheinen und redete nur noch von seinen Aussichten auf eine glänzende Zukunft. Trotzdem sie anscheinend seiner, wie immer, begeisterten Schilderung von der freundlichen Aufnahme und der Güte seiner Geschwister ein williges Ohr lieh und vollen Glauben schenkte, konnte sie doch ein leises Mißtrauen nicht von sich abwehren, obgleich sie sich hütete, ihre Befürchtungen ihm mitzutheilen, um ihm seine Hoffnungen nicht zu rauben. Er selbst sah mich bereits im Besitze der elterlichen Güter und als zukünftigen Majoratsherrn, umgeben von Reichthum und Luxus, an der Seite einer schönen und liebenswürdigen Frau, deren Wahl seine volle Zustimmung hatte. Auch die projektirte Heirath beeilte er sich der Kranken in den lachendsten Farben darzustellen.

„Das heißt Gott versuchen,“ sagte sie mit mildem

Kopfschütteln. „Mir kommt es wie eine Sünde vor, so junge Herzen schon für immer um des schnöden Geldes Willen aneinander binden zu wollen."

„Es ist aber der einzige vernünftige und billige Ausweg für alle Parteien," entgegnete er etwas kleinlaut.

„Und darum wollt Ihr das Glück der Kinder opfern? — Denn Wer steht Euch dafür, daß sie jetzt sich lieben, da sie doch nicht wissen können, was es mit der wahren Liebe auf sich hat; verschweige, daß sie sich noch nach Jahr und Tag noch lieben werden? — Des Menschen Herz ist leichter und wandelbarer als Wind und Welle, und darauf wollt Ihr für die Zukunft baun? Ich fürchte, daß Du wieder einmal getäuscht worden bist."

„Doch nicht von meinem Bruder!" fuhr er auf.

„Gott behüte mich vor einem solchen Verdachte; ich halte ihn für einen vollkommenen Ehrenmann."

„Oder glaubst Du, daß meine Schwester —"

„Der Herr allein kennt das Herz der Menschen. Deine Schwester hat mir manche trübe Stunde bereitet, da sie allein die Aussöhnung mit dem Schwager so lange hintertrieben hat. Du kannst es mir daher nicht verdenken, wenn ich minder günstig über ihren Charakter urtheile, obgleich ich ihr sicher nicht wissentlich Uebles nachreden möchte."

Mit ihrem richtigen Instinkte ließ sich die Kranke weit weniger täuschen, als mein nur stets zu leichtgläubiger Vater, der sich von Neuem in gaukelnden Illusionen wiegte. Sie hatte nicht den Muth, ihm die Augen über das Treiben der intriguanten Frau zu öffnen, aus Furcht, ihn zu betrüben oder gar zu verletzen. Ueberhaupt erhob sich ihr edler Geist im ferneren Verlaufe ihrer Krankheit hoch über diese irdischen Sorgen um Hab' und Gut. Ihre reine Seele wandte sich ganz und gar dem Himmel zu; sie sprach nur noch selten über derartige Angelegenheiten, indem sie den größten Theil des Tages in der Bibel oder in ihrem Gesangbuche las, oder, wenn sie sich zu schwach fühlte, abwechselnd von mir und der Schwester vorlesen ließ.

Eines Tages, wo ich ganz allein bei ihr war, da der Vater sie nur auf einen Augenblick verlassen, um eine nothwendige Besorgung zu machen, rief sie mich an ihr Bett. Nachdem sie mit ihren brennend heißen Lippen mich geküßt, befahl sie mir ihren Schrank zu öffnen und daraus ein von ihr mir näher bezeichnetes Kästchen zu nehmen. Sie schloß es selbst mit dem dazu gehörigen Schlüssel auf, den sie an einem schwarzen Bande auf ihrem Herzen trug. Mit zitternden Händen wühlte sie darin, bis sie ein altes vergilbtes Papier fand, das sie mit sichtlicher Rührung überlas, obgleich der Inhalt ihr längst bekannt war.

„Dieser Brief," sagte sie mehr für sich, als zu mir gewendet, „rührt von einem edlen Manne her. Der Inhalt ist für ihn und mich gleich ehrenwerth, dennoch wünsche ich nicht, daß das Schreiben in fremde Hände fällt. Schwöre mir, daß Du den Brief nach meinem Tode, ohne ihn zu lesen, an die von mir darauf angegebene Adresse richtig und sicher bestellen willst, sobald sich die geeignete Gelegenheit dazu findet."

Ich gab ihr meine feierliche Versicherung, ihren Auftrag ganz genau auszuführen.

Nochmals wiederholte ich unter Thränen der innigsten Rührung das von ihr verlangte Versprechen, welches ich nur leider zu bald im wilden Strudel des Lebens vergessen sollte.

Endlich nahte der von uns Allen gefürchtete Augenblick, wo die reine Seele sich zum Himmel schwang. Weinend knieten wir an ihrem Lager, mit kaum noch vernehmbarer Stimme tröstete sie den verzweifelnden Vater, segnete sie ihre im Schmerz aufgelösten Kinder. Dann faltete sie die Häude wie zum Gebet; ein verklärtes Lächeln schwebte um das bleiche, abgezehrte Gesicht, noch einmal schlug sie ihre frommen Augen auf mit einem Blicke, in dem sich die ganze unerschöpfliche Fülle ihrer Liebe offenbarte.

Ein leises, kaum merkliches Zucken und sie war nicht mehr.

Es ist etwas Heiliges um den Tod; das große unenträthselte Geheimniß der Ewigkeit umschwebt uns sichtbar in dem feierlichen Augenblicke, wo der Geist von seinem Körper scheidet. Vor einer Secunde noch glänzte dies jetzt für immer starre Auge, sprach noch dieser stumme Mund, schlug noch das jetzt stille Herz. Haß und Liebe, Verzweiflung und Hoffnung sind mit dem letzten Hauch entflohn, alle Pläne und Träume fortgeweht. Wir Lebenden stehen mit thränenschwerem Auge vor dem tiefen Abgrund, den noch keines Menschen Geist ermessen. Unser Wissen verläßt uns, unsere Philosophie findet keinen Trost. Furchtbare Fragen drängen sich uns unwillkürlich auf:

Woher? Wohin?

Das Grab giebt keine Antwort und die Todten bleiben stumm.

Aber aus dem Zweifel blüht die Hoffnung auf, die sich auf dem heiligen Glauben stützt. An der Leiche unserer Lieben flüstert der Engel des Heils: Es giebt ein Wiedersehn!

Wir lernen den Schmerz in seiner geweihten Nothwendigkeit verstehn; er hebt uns über die irdische Niedrigkeit hinweg in jene höhere, reinere Region, wo wir wie auf höchster Alpe zu unseren Füßen die schweren Dünste und Gewitter dieser Erde grollend vorbeiziehn sehn, während sich über unserem Haupte der blaue,

klare Himmel wölbt. Seine strenge Hand ist die rauhe Hand eines Freundes, der die täuschende Decke der Welt abreißt und uns den wahren Werth der Dinge und Menschen zeigt. Nur in dem Feuer der Prüfung fällt die Schlacke ab, bleibt das reine Gold zurück. Der Mensch, der einen großen, wahren, heiligen Schmerz durchlebt und überwunden hat, kann nicht mehr ganz verloren gehn, denn er hat einmal mit den Geistern des Himmels verkehrt und der Ewigkeit mit ihren Schauern nahe gestanden. — So lang die Leiche der geliebten Mutter noch im Hause war und wir ihr stilles, frommes Gesicht im Sarge erblicken konnten, behauptete mein Vater seine mühsame Fassung; erst als die Erdschollen mit dem mir unvergeßlich dumpfen Ton auf sie niederrollten, brach der starke Mann zusammen. Nichts aber glich der Heftigkeit seines Schmerzes, als wir vom Kirchhof in unsere Wohnung zurückkehrten und die Mutter nicht mehr fanden. Auch mich überkam ein Gefühl der Leere und Verlassenheit, das ich nicht zu beschreiben vermag. Unwillkürlich richtete ich meine Blicke nach dem Lehnstuhle, in dem sie sonst in gesunden Tagen zu sitzen pflegte. Jedes Mal, so oft sich die Kammerthür öffnete, glaubte ich, daß sie hervortreten müßte.

Sie kam nicht.

Nach und nach erst gewöhnte ich mich mit der

Zeit an jene Lücke, welche ihr Tod uns hinterlassen. Die Wunden der Jugend vernarben leicht; das Leben machte seine Rechte an mich geltend. Tiefer wühlte der Schmerz in meinem Vater fort; er hatte an ihr seine moralische Stütze, den festen Halt seines Lebens verloren. — Zu der Trauer um den Verlust gesellte sich der stille Vorwurf all' der trüben Stunden, die er der Verstorbenen durch Vernachlässigung seiner Pflichten als Familienvater bereitet hatte. — Um so mehr war er jetzt für das Glück seiner Kinder bedacht; all' seine Sorge ging nur darauf hin, unsere Zukunft zu sichern, gleichsam die Schuld gegen sie an uns abzutragen. — Stundenlang beschäftigte er sich mit den Plänen und Aussichten, welche mir die zu hoffende Erbschaft des Onkels eröffnete.

„Ich selbst," pflegte er zu sagen, „verlange nichts für mich, aber ihre Kinder sollen wenigstens noch durch mich einst glücklich werden. Dann wird die Seelige mir verzeihn, daß ich ihr so viele Leiden durch meine Träumereien bereitet habe. Ach! zu spät erkenne ich erst, wie schwer ich gegen sie gesündigt habe."

Mit diesen Klagen wechselten die ausschweifendsten Bilder von unserem künftigen Wohlstande ab; dieselbe Leidenschaftlichkeit, mit der er früher den Stein der Weisen gesucht, hatte ihn von Neuem für diese Erbschaft erfaßt, deren Verwirklichung jetzt der einzige

und höchste Wunsch seines Lebens war. Der früher so uneigennützige Mann sprach und dachte jetzt von nichts Anderm, als von den Gütern und dem Vermögen, das einst seiner Familie zufallen sollte. Er war wie gänzlich umgewandelt, so daß man ihn leicht für einen habsüchtigen, geldgeizigen Erbschleicher halten mußte, wenn man ihn nicht genauer kannte. Seine sonstige sorglose, fast leichtsinnige Natur war mit einem Male verschwunden und all' seine Gedanken schienen sich einzig und allein nur um den schnöden, einst ihm so verächtlichen Mammon zu drehn. Es ging ihm wie so vielen Männern in vorgerückterem Alter, welche die Gelegenheit zum Erwerbe in ihrer Jugend versäumt und nun, da es schon zu spät geworden, ihre Fehler wieder gut zu machen, die Nothwendigkeit des Besitzes einsehn lernen. Dabei dachte er am wenigsten an sich, nur uns wollte er vor ähnlichen Entbehrungen, wie er selbst sie erduldet, geschützt wissen.

Unwillkürlich mußte seine Anschauungsweise, die zu einer neuen fixen Idee in ihm geworden war, sich auch mir aufdrängen. So jung ich war, so besaß ich doch Verstand genug, um den Unterschied zwischen dem großartigen, reichen Hauswesen des Onkels und der ärmlichen väterlichen Wirthschaft einzusehn und die Vortheile eines so bedeutenden Vermögens zu schätzen. Hatte ich mich bisher auch wenig, oder vielmehr gar

nicht um die mir zugedachte Erbschaft bekümmert, so mußte die tägliche Unterhaltung mit meinem Vater, die sich fast ausschließlich nur um den einen Punkt drehte, auch meinen Gedanken eine bestimmte Richtung geben und den Wunsch nach der reichen Erbschaft in meiner Seele entzünden. Im Geiste sah ich mich bereits als einen der größten Gutsbesitzer Schlesiens, als Herrn des prächtigen Familienschlosses und aller damit verbundenen Vortheile. Ohne es zu wissen und zu ahnen hatte mein Vater in meiner Seele den Keim der Habsucht und die Sehnsucht nach Besitz geweckt, der eigentlich meinem Wesen ganz fremd war.

Einstweilen aber schwelgte er wieder in diesem neuen Gedanken, ganz in derselben Weise, wie er sonst für seine alchymistischen Studien und für das Logenwesen geschwärmt. Während meine lebenskluge Tante im Stillen ihre Pläne unabläßig verfolgte, überließ er sich seinen theoretischen Träumereien. Er hatte wieder ein Steckenpferd gefunden, das ihn sogar zeitweise seinen Schmerz vergessen ließ. Wie er früher mit dem größten Eifer die Schriften der Rosenkreuzer gelesen, so las er jetzt fast ausschließlich nur landwirthschaftliche Bücher und Abhandlungen über die beste Bebauung der Felder, Viehzucht und Forstcultur. Ebenso angelegentlich warf er sich auf juristische Studien, ja er schien nicht übel Lust zu haben, mich selbst einige

Jahre die Rechte studiren zu lassen, damit ich als zukünftiger Majoratsherr meine Prozesse selbst führen sollte, so sehr er früher gewünscht hatte, mich als Soldaten, und zwar im Dienste des großen, von ihm verehrten Friedrich's von Preußen zu sehn.

In seiner Verblendung fiel ihm nicht einmal der Umstand auf, daß in den Briefen des Onkels nach und nach ein veränderter Ton sich bemerkbar machte; nicht daß sie etwa minder zärtlich lauteten, im Gegentheil, sie waren voll von liebevollen Phrasen, aber dagegen ließen sie gerade den wichtigsten Punkt unerwähnt, oder wenigstens so dunkel und unbestimmt, daß es mindestens voreilig gewesen wäre, auf solch' vage Aussichten hin einen festen Lebensplan zu gründen. Von dem Majorate war nicht mehr die Rede, höchstens wurde in ganz allgemeinen Ausdrücken die Abfassung und Niederlegung eines Testamentes angezeigt, von dessen Inhalt aber nichts Näheres verlautete. Dagegen beklagte sich der Onkel über seine zunehmende Schwäche und Kränklichkeit, ohne jedoch den Wunsch deutlich auszusprechen, daß er uns wiedersehn wollte. Mein Vater war anfänglich viel zu sehr mit seiner Trauer um den Tod der Mutter, später aber mit seinen Träumen und Chimären beschäftigt, um auf derartige Anzeichen zu achten. Von Tag zu Tag erwartete er die Aufforderung des Bruders, zu ihm

mit seiner ganzen Familie zurückzukehren, und das so sicher und bestimmt, daß er bereits die wenigen Habseligkeiten, die er noch besaß, um jeden Preis loszuschlagen suchte. —

Endlich kam der lang ersehnte Brief; er war schwarz gesiegelt und von der Hand der Tante. — Er zitterte, als er ihn erbrach; während des Lesens veränderten sich sichtbar seine Züge. Erschüttert sank er in den zunächst stehenden Sessel und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht. — Mein Onkel war todt.

Die liebe Schwester meldete in den rührendsten Worten die traurige Nachricht von seinem Ableben unter Anführung von unzähligen Gesangbuchsversen, Bibelsprüchen und erbaulichen Stellen über die Vergänglichkeit alles Irdischen, über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, das wie Heu in der Sonne welkt. Auch ließ sie es nicht an den gebräulichen Trostgründen und an den überschwänglichsten Ausdrücken zum Lobe des Verstorbener fehlen, den der Himmel so zeitig der Erde entrückt, weil er viel zu gut für diese schlechte Welt gewesen war. Das bei Frauen einmal unvermeidliche Postskript enthielt die eben nicht allzu dringende Aufforderung, dem Begräbniß, oder vielmehr der Beisetzung der Leiche in der Familiengruft der Hohenheim's und der Eröffnung des sich vorgefundenen Testaments beizuwohnen.

Nachdem mein Vater den Todten aufrichtig beweint, wobei ich nicht verschweigen will, daß sein Schmerz durch die Aussicht auf die bevorstehende reiche Erbschaft einigermaßen gedämpft wurde, traf er in der größten Eile die nöthigen Vorbereitungen zu seiner Abreise. — Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit, um dem Leichenbegängnisse beizuwohnen, das ganz im Sinn und Geist des Verstorbenen mit der größten Pracht und mit den strengsten Beobachtungen aller üblichen Formen gefeiert wurde. Es fehlte weder der beleuchtete Sarkophag, worin die Leiche ausgestellt war, noch die Trauerkapelle, mit schwarzem Tuch behängt, auf dem das Wappen der Hohenheim's in Gold und Silber prangte. In dem reich verzierten Sarge lag der nunmehr seelige Onkel in einem gestickten Staatskleide, als wollte er geradewegs zur Cour gehn, um dem lieben Gott seine Aufwartung zu machen. Kostbare Brüsseler Spitzen bedeckten seine mageren Hände und die eingefallene Brust, auf der sich das gefältelte Jabot emporbauschte; unter der gelockten Perrücke blickte das eingeschrumpfte, leichengelbe Gesicht hervor; ein trauriges Schauspiel irdischer Eitelkeit, das durch den Contrast zwischen den Schrecken des Todes und dem äußeren Tande nur noch widerlicher wurde.

Meine Tante kam uns entgegen, ganz in Flor gehüllt und in Thränen aufgelöst; auch Constance be-

mühte sich, so weit dies ihr möglich war, ein betrübtes Gesicht zu machen. Die Menge der eingeladenen Leichengäste ließ durchaus kein inniges Gespräch zwischen den Geschwistern zu; sie mußten sich mit einigen allgemeinen Redensarten und einer flüchtigen Begrüßung vorläufig begnügen.

Für den folgenden Tag war die Eröffnung des Testamentes festgesetzt. Zur bestimmten Stunde fanden sich die nächsten Verwandten mit ihren Beiständen, so wie die sämmtliche Dienerschaft in dem großen Saale des Schlosses ein. Wir setzten uns im Kreise um den grünen Tisch, woran der Gerichtsdirektor mit einem Assessor und zwei Schreibern bereits Platz genommen hatten. Wäre ich ein Maler, so könnte ich noch heute aus dem Gedächtniß die verschiedenen Physiognomien der Anwesenden und ihre gespannte Erwartung vielleicht besser zeichnen, als mir dies mit der Feder zu beschreiben jetzt möglich ist. Meine Tante saß auf dem rothsammetnen Lehnstuhl in tiefster Trauer, in ihren Händen hielt sie ein weißes Schnupftuch, das sie fortwährend an die Augen führte, um ihre Thränen, die gar nicht zu strömen aufhören wollten, abzutrocknen. Wer sie so sitzen sah, konnte nicht an der Aufrichtigkeit ihres tiefen Schmerzes zweifeln. Alles Uebrige und selbst die reiche Erbschaft schien ihr so gleichgiltig, daß sie nicht einmal aufblickte, als der Gerichtsdirektor

das Testament unter den andern vor ihm liegenden Papieren hervorzog, um die Aechtheit der Siegel und der Aufschrift zu prüfen, ehe er es erbrach. — Weit aufgeregter erschien mein armer Vater, der neben seiner Schwester saß; er vermochte seine Stimmung weit weniger zu bemeistern, als die lebenskluge, gewandte Frau, welche übrigens noch den Vortheil hatte, daß sie bereits den Inhalt des Testamentes im Voraus wußte, da sie es dem Sterbenden, wie die Eingeweihten behaupteten, in die Feder diktirt hatte. Mit vorgebeugtem Körper verfolgte er in höchster Spannung den Verlauf der gerichtlichen Verhandlungen, obgleich er keinen Augenblick an der Erfüllung seiner Hoffnungen zweifelte. In seinen Mienen kämpfte die aufrichtige Trauer um den Todten mit der Freude über die uns zufallende Erbschaft. Dieser Zwiespalt drückte sich in fast komischer Weise in seinen nur zu offen daliegenden Zügen aus. Zuweilen verzog sich sein Mund zu einem selbstgefälligen, schmunzelnden Lächeln, wenn er im Stillen an das Glück seiner Kinder dachte; dann plötzlich, als ärgerte er sich über seine selbstsüchtigen Gedanken und über diese sündhafte Freude, machte er ein ernstes, überaus wehmüthiges Gesicht. Dabei waren seine Hände in fortwährender Bewegung; bald fuhr er damit über die heiße Stirn, bald faltete er sie über die vorgestreckten Kniee, bald

griff er damit in seine Taschen, um das Tuch oder irgend eine Kleinigkeit zu suchen, die doch dicht vor seinen Augen lag. Diese fieberhafte Ungeduld gab sich auch in seinen Worten kund, die er abwechselnd an die Tante oder an mich richtete, meist ohne rechten Sinn und Zusammenhang, so daß ich gar nicht wußte, was ich ihm darauf antworten sollte.

Ich selbst hatte mich zu meiner Cousine gesellt, die in dem gegenüberliegenden Spiegel ihr Bild bewunderte und Betrachtungen darüber anstellte, wie ihr die Trauerkleider standen. Sie sah in der That wie immer reizend aus und die dunkle Tracht hob nur noch die blendende Weiße ihres Nackens und die Frische ihrer ganzen Erscheinung. Im Grunde genommen konnte ich mich über die Wahl des guten Onkels nicht beklagen und ich war in diesem Augenblick auch gar nicht abgeneigt, die mir wohlbekannte Klausel zu erfüllen, obgleich Constance mir in der letzten Zeit lange nicht mehr so gefiel, als im Anfange unserer Bekanntschaft. Großmüthig war ich jedoch jetzt entschlossen, das schöne Mädchen zur Frau zu nehmen, wenn es denn einmal so sein müßte. Ich hielt es sogar für meine Pflicht, ihr diesen edlen Entschluß mitzutheilen; zu meinem nicht geringen Erstaunen schien sie jedoch keineswegs so davon entzückt, als ich vermuthete.

„Du bist ein dummer Junge!" lautete ihre nicht allzu aufmunternde Antwort. „Es fällt mir gar nicht ein, Dich zu heirathen. Wenn ich einen Mann nehme, so muß es wenigstens ein Prinz oder der König von Preußen sein."

Dabei schlug sie ein höhnisches Gelächter auf, das ihr jedoch einen höchst strengen Strafblick ihrer Mutter zuzog, worauf sie wieder ihre vorige Trauermiene sogleich annahm und so ernst wie eine Pagode da saß.

Unterdessen hatte der Gerichtsdirektor mit großer Umständlichkeit und Bedächtigkeit das Testament eröffnet, das er jetzt mit lauter Stimme vorlas.

Es herrschte ein tiefes, athemloses Schweigen in dem weiten Saal.

Während der üblichen Eingangsformeln wiegte sich mein Vater vor Ungeduld auf dem braunen Ledersessel hin und her; nach und nach wurde er aufmerksamer, seine Mienen noch gespannter, fast konnte man sie ängstlich nennen, wogegen meine Tante ihre bisherige Ruhe nach wie vor behauptete und nur zuweilen, wenn sie sich unbemerkt glaubte, nach ihrem Sachwalter hinüberschielte oder meinem Vater mit einer gewissermaßen ironischen Theilnahme beobachtete.

Endlich war der langweilige Gerichtsdirektor zu dem Hauptpunkte des Testamentes gelangt.

„Ich ernenne", hieß der betreffende Paragraph, „meine Nichte Constance Eugenie von Angern, die einzige Tochter meiner noch lebenden Schwester, der Freifrau von Angern, geborenen Baronesse von Hohenheim, zu meiner Universalerbin, unter der Vormundschaft ihrer Mutter und meines bisherigen Sachwalters, des Justizraths Herrn Aschenberg, bis zu ihrer erfolgten Majorennität."

Mein Vater war wie vom Blitz getroffen; er glaubte nicht recht gehört zu haben. Als er aber an der Wahrheit und Richtigkeit des Vermächtnisses nicht länger zweifeln konnte, ging eine furchtbare Veränderung in seinem ganzen Wesen vor. Er schien in einem Augenblick um Jahre gealtert, sein Gesicht war fast grau geworden, seine Augen eingefallen. Ein unbeschreiblicher Zug von Bitterkeit und Menschenverachtung lagerte sich plötzlich um den fest gekniffenen Mund. Dennoch behauptete er eine Selbstbeherrschung, die ich ihm unter solchen Verhältnissen nicht zugetraut hätte; ruhig hörte er noch die Vorlesung bis zu Ende mit an, nur als er daraus erfuhr, daß der Verstorbene für ihn einen mäßigen Jahrgehalt und für mich einige hundert Thaler Erziehungsgelder ausgesetzt, stieß er ein schneidendes Gelächter aus, indem er sich ironisch vor seiner Schwester verbeugte.

Diese lud uns nach beendigter Verhandlung mit

der süßesten Miene und dem unschuldigsten Gesichte von der Welt ein, nach wie vor das Schloß als unser Eigenthum anzusehen und so lange darin zu verweilen, als es uns gefallen sollte. Mein Vater erklärte ihr dagegen, daß er noch denselben Tag abreisen werde, worauf zwischen ihnen eine heftige Erörterung stattfand, die mit einem vollständigen Bruche endigte. Freiwillig verzichtete er, jedoch unter Vorbehalt seiner Ansprüche auf die ganze Erbschaft, auf das ihm bestimmte Legat; zu stolz, um ein Almosen anzunehmen. Ihre Anerbietungen und Hoffnungen auf eine Verbindung zwischen mir und meiner Cousine, die sie zu seiner Beruhigung wieder auffrischte, lehnte er eben so entschieden ab.

Tief ergrimmt und erschüttert wendete er dem Schlosse seiner Väter zum letzten Male den Rücken, um es nie wiederzusehn.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstr. 81.

Ring, Max, 1817-1901

Rosenkreuzer und Illuminaten historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert

Bd.: 1. Theil

Berlin 1861